

DR. WOLFGANG UTSCHIGS PFINGSTGABE 2005
DR. WOLFGANG UTSCHIG'S WHITSUNTIDE GIFT 2005
LE DON A PENTECÔTE DE DR. WOLFGANG UTSCHIG 2005

Wolfgang Utschig

Über die geographische Betrachtung
der Fernweidewirtschaft
in mediterranen Regionen,
besonders in Südosteuropa,
vor allem anhand von Beispielen,
mit spezifischen Exkursen

Auch Festgabe für ALFONS KAISER
zum 65. Geburtstag am 28. Mai 2005

Coincedantly also commemoratice present on the occasion
at the 65th birthday of Alfons Kaiser in 2005, May 28th

En même temps aussi le cadeau pour Alfons Kaiser
lors de son 65e anniversaire le 28e Mai 2005

Lancelot Serien / The Lancelot Series / Les Séries Lancelot
Atlas Nittendorf–Undorf bei Regensburg 2005
Email: Lancelotpropre@aol.com

Dr. Wolfgang Utschigs Pfingstgabe 2005
Dr. Wolfgang Utschig's Whitsuntide Gift 2005
Le Don à Pentecote de Dr. Wolfgang Utschig 2005
Wolfgang Utschig
Über die geographische Betrachtung
der Fernweidewirtschaft in mediterranen Regionen,
besonders in Südosteuropa, vor allem anhand von Beispielen,
mit spezifischen Exkursen
Auch Festgabe für Alfons Kaiser zu seinem 65. Geburtstag
am 28. Mai 2005
Coincedantly also commemoratice present on the occasion
at the 65th birthday of Alfons Kaiser
En même temps aussi le cadeau pour Alfons Kaiser
lors de son 65e anniversaire le 28e Mai 2005

Lancelot Serien / The Lancelot Series / Les Séries Lancelot
Zweite, auf Word 2003 umgearbeitete,
inhaltlich wenig veränderte Auflage 2009
der ersten von 2005
Atlas 93 152 Nittendorf-Undorf bei Regensburg 2009
Email: Lancelotpropre@aol.com

ALFONS KAISER 65 Jahre alt

Wer kennt nicht ALFONS KAISER? Niemand. Deshalb wollen wir wegen des 65. Geburtstages des Kaisers (es gibt mehrere) am 28. Mai 2005 „*kein groß' Gerede und kein Gesumm'*“ tun, keinen Kaiserschmarren bringen, zumal er, wie er einst in einem Hainsackener Biergarten betonte, ungern etwas über sich selbst lese.– Von anderen Regensburgern unterscheidet er sich nicht so sehr deshalb, weil er, „*mei', hoit ein Schwob'*“ ist, doch zweifellos damit zusammen hängt die spezifische Leidenschaft fürs Häuslebaue', für welches er viel seines keineswegs nur mäßig zu heißenden Biotonus' widmete. ALFONS KAISER ähnelt kaum jemanden, er ist gewissermaßen einzig. Das liegt zunächst an spezifischer Eloquenz, welche nicht selten die Kontrahenten zurückhält, bis er sich expliziert hat. Diese Explikationen, Präsumtionen, Suppositionen und Expertisen werden von nicht wenigen für *Aprosdokese* gehalten. Aber das ist falsch. ALFONS KAISER ist ein guter und überdies auch ein gut unterhaltsamer Orator, aber das weitaus Beste an ihm ist die Fähigkeit allem zuzuhören. Er verfügt nicht nur schlicht einfach über *Loquazität*. Alles, was er besagt, ist das Gegenteil von *Radotage*. Leute, die glauben, sie hätten ihm etwas zu sagen, unterstellen ihm gerne dergleichen. Sie erbosten sich, weil er von den sich selbst einmal gesetzten Normativen, dienstlichen und ethischen, worum es in seiner Kommunikation fast immer geht, im Grundsatz nie abweicht. Gerade im Beamtenleben wird solche Prinzipientreue keineswegs geschätzt. Dort ermuntert man vielmehr die willigen Adepten der von oben kommenden Geheimlehre, sich einer Quasi-Esoterik zu beugen, nämlich derjenigen, welche viele Behördenchefs verbreiten, damit man sich in deren Dunstkreis satt sich weide (Goethe). Denn moderne Chefs verstehen unter, wie man heute sagt, *human engineering* (der Ausdruck ist neutral; gemeint ist eine betriebsgünstige und zugleich gutgemeinte Personalführung als sich gegenseitig bedingend) sich menschliche Attrappen heranzuziehen, welche ihre unartikable (weil oft ordnungs- und sinnwidrige, ja misanthrope) Reglementierungen in der Vorausschau wahrnehmen und alsbald danach handeln.

Ohne dass das Unsägliche erst zu sagen ist. An solcher Art des Dienstes am Staat hat sich ALFONS KAISER stets gerieben, freilich ohne sich aufzureiben. Als Junger hat er den Chefs nicht selten Wortgefechte geliefert, welche die Herren ins Wackeln brachten; später weniger. Denn er sah, Engagement lohnt sich nicht, nicht in unserer Epoche. Das sah er schon früh. Um so eher gestaltete er seine Arbeit selbstständig, unabhängig, eigenwillig, überzeugt dahinterstehend, ganz konsequent, ohne abzulassen. Vor allem hatte und hat er Ethisches im Sinn. Wir tun ihm gleich, indem wir derzeit alle auf zukünftig bessere Wirtschaftsethik hoffen. – Auf ALFONS KAISER und auf die Ethik wollen wir trinken und zwar dort, in der kaiserlichen (durchaus nicht schlicht schwäbisch-gediegenem) Residenzstätte und zwar soviel wie er für richtig hält. Die Lektüre der vorliegenden Festgabe bereite ihm kaiserlichste Freuden! Was sonst, heißt man *Kaiser* und vielleicht ein Glückskind sei?

Und für dieses Mal eine Vorrede

In der nun vorgelegten Arbeit geht es um Fernweidewirtschaft, also um Viehzucht, nicht weil wir glauben, dass der ideale Lebenszweck aus Borstenvieh und Schweinespeck bestehe. Andererseits wollen wir nicht sagen, diese Ansicht sei ganz und gar falsch. Aber wir brauchen uns gar nicht mit ihr zu befassen. Denn das Zitat bezieht sich auf Viehzucht, die in den fruchtbarsten Regionen der ungarischen Tiefebene möglich ist. Dort ist jene Operette angesiedelt und es geht um eine intensive Viehzucht. Wir wissen, dass man in Ungarn hervorragend aufzukochen versteht. Aber, wie gesagt, hier und jetzt geht es um die einfachere und in Südosteuropa wahrscheinlich (woanders vielleicht nicht) schwierigere extensive Viehzucht, soweit sie zur Fernweidewirtschaft zählt. Diese scheint manchmal gar primitiv. Es spielt keine Rolle. Ihre geographische Betrachtung soll nicht allein zu theoretischer Erkenntnis hinführen, sondern, mehr noch, das daran Unmittelbar-Lebenspraktische einer Wirtschaftsweise zur Anschauung bringen. Schließlich hat jeder von uns davon alle Nas' lang eine neue Wahrnehmung der Dinge nötig, die praktisch nützt; der Jubilar vielleicht am wenigsten, wohl weil er, man fände nur wenige Ausnahmen, immer mit beiden Beinen auf der Erde stand. Es bedeutet nicht etwa, dass die Regensburger Biergärten, wo sich die Gespräche mit ihm ereigneten, nicht auch Orte der Wahrheit gewesen wären. Sie waren es nämlich und sie waren außerdem noch mehr, nämlich die Orte eines kaiserlichen Vergnügens. Wir erinnern uns gerne. Jedenfalls will das Folgenden nicht nur ernst gehalten sein. Wenn schon von Hirten die Rede ist, darf man Idyllik und Bukolik nicht übergehen. Sie stehen ursächlich mit der südosteuropäischen mediterranen Fernweidewirtschaft im Zusammenhang. Das lockert alles auf. Welche Wirtschaftsweise hat etwas Vergleichbares hervorgebracht und dermaßen nachgewirkt? Jede Schäferdichtung hebt die Stimmung, allein schon wenn davon nur die Rede ist. Und weil es sich so und nicht anders verhält, wollen wir über RICHARD WAGNERS ernste und zugleich merkwürdig wundersame Hirtenweise, die es auf *Kareol* gibt, für dieses Mal schweigen. Sie ist etwas völlig anderes, stammt nicht aus unmittelbarer Lebenspraxis, ist nur eine sehr anspruchsvolle Kopfgeburt. Immerhin zielt selbst dieser Ausdruck auf allen bekannte Mediterranitäten. Und eines steht wohl immer noch fest: Die mediterranen Autoritäten bedeuten niemals nur Mediokritäten.

Wolfgang Utschig

Die Fernweidewirtschaft in mediterranen Regionen,
besonders in Südosteuropa, geographisch betrachtet,
sonders anhand von Beispielen, mit spezifischen Exkursen

Inhaltsverzeichnis:

ALFONS KAISER 65 Jahre alt	3
Und für dieses Mal eine Vorrede	4
Inhaltsverzeichnis	5
Über die Geographische Betrachtung der Fernweidewirtschaft in mediterranen Regionen, besonders in Südosteuropa, vor allem anhand von Beispielen, mit spezifischen Exkursen	7
Sozialgeographie?	7
Geographie einer „ <i>New Economy</i> “?	10
Präzisierung der eigentlichen Abhandlungs-Thematik	11
Was bedeutet mediterrane Fernweidewirtschaft in Südosteuropa?	12
Methodische Vorbemerkungen	12
Der Naturraum Südosteuropas, Grundlage der Fernweidewirtschaft orographisch betrachtet	13
Die Klima- und Vegetationszonen	14
Exkurs über ein Beispiel aus der Historischen Geographie der Reichsstadt Regensburg	16
Weitere klimatologische Erwägungen	17
Die drei südosteuropäischen Haupt-Vegetationszonen	17
Die immergrüne mediterrane Region	18
Die mediterrane Bergstufe	18
Die alpine Region	19
Grundsätzliche Anpassung der Fernweidewirtschaft an die mediterranen Vegetationszonen	19
Almwirtschaft	20
Alpine Almwirtschaft in Südosteuropa – Verschmelzung mit mediterranen Formen von Viehhaltung – Ein Beispiel aus dem <i>Velebitgebirge</i>	21

Östliches Velebitgebirge	22
Westliches Velebitgebirge	22
Transhumante Züge in der Almwirtschaft des Velebit	23
Mediterrane Almwirtschaft im Inneren von Südosteuropa – Das Beispiel der <i>Galicica</i>	24
Die <i>Kalíwiawirtschaft</i> Südgriechenlands – Mediterrane Almwirtschaft aus historischen Gründen	25
Der Ort <i>Ano-Wlasía</i> im Kreis <i>Káto-Achaia</i>	27
Das Stammdorf <i>Káto-Potamía</i> im Kreis <i>Kato-Achaia</i>	28
Nomadische Formen der Viehwirtschaft in Südosteuropa	28
Die nomadische Viehwirtschaft der <i>Aromunen</i> und <i>Sarakatsenen</i>	29
Ein Exkurs über Bukolisches	29
<i>Aromunen</i> und <i>Sarakatsenen</i> , des weiteren	30
Merkmale südosteuropäisch-mediterraner nomadischer Fernweidewirtschaft	31
Transhumance	33
Die wichtigsten Merkmale der Transhumance	33
Formen der Transhumance	34
„Aufsteigende“ Transhumance	34
„Absteigende“ Transhumanc	34
„Hibernale“ Transhumance	34
Exkurs über geographische Kausalitäten	35
„Hibernale“ Transhumance in Montenegro	36
„Kleine“ Transhumance	36
„Gemischte“ Transhumance	36
Südosteuropäische Transhumance in der <i>Humina</i>	37
Transhumance in Italien	38
Transhumance in Spanien	40
Wegstrecken der spanischen transhumanten Fernweidewirtschaft	41
Ältere und neuere Entwicklung der spanischen Transhumance	41
Fernweidewirtschaft in Amerika: Ein Beispiel aus <i>Utah</i>	43
Exkurs über geographisch-globales Wertdenken	42
Nur kein Fellachendasein!	45

Wolfgang Utschig

Über die geographische Betrachtung
der Fernweidewirtschaft in mediterranen Regionen,
besonders von Südosteuropa,
dargestellt an Beispielen,
mit spezifischen Exkursen

Wer im weitesten Sinne philosophisch zu denken fähig ist und dazu ein gutes Auge für alles Unmittelbar-Lebenspraktische hat (wie zum Beispiel der Jubilar, dem die vorliegende Schrift zugeeignet ist), wird sich den geographischen Betrachtungsweisen niemals verschließen können und wollen. Die Geographie befasst sich mit allen Kausalitäten, die auf der Erdoberfläche zusammenwirken. Sie verstand sich immer, es sei einmal wiederholt, als die Wissenschaft von den Kräften und Interdependenzen, die auf der Erdoberfläche agieren. Um diese analysieren und deuten zu können, benötigt man Kenntnisse, nämlich über die global effizienten natur- und humanwissenschaftlicher Fakten, Zusammenhänge und Probleme. Freilich hat man den Eindruck, Wartung, Pflege, Tradierung und Fortschreibung geographischer Kenntnisse werden seit langem einigermaßen vernachlässigt. Was man zu Objekten dessen erklärt, womit sich die geographische Wissenschaft beschäftigt, ist nicht mehr so eindeutig und selbstverständlich wie früher.

Sozialgeographie

Nach dem geistigen Umbruch, der sich 1968 und danach ereignete, sprach eine sich geographisch interessiert gebende vermeintliche Fachwelt plötzlich nur noch von Sozialgeographie und zwar nicht einmal so sehr an den Hochschulen. Den informierten Geographen oft nicht einmal namentlich, aber dennoch im Prinzip und einschlägig bekannt waren die Windmacher an Instituten, welche sich als „*Multiplikatoren*“ in Richtung der Schulbuch-Autoren und Schulen verstanden. Sie haben jedenfalls dermaßen und nicht anders getönt.

Man warf also ein soziologisch nuanciertes, schlecht damit getarntes Parteichinesisches um sich, das auch irgendwie erdkundlich klang, und bezeichnete die neuen gewissermaßen durch getöntes Glas erfolgten Sichtweisen, die in billigster Strickweise erstellten Produkte als „*Sozialgeographie*“. Ab sofort sollte sich in der Geographie nur das ereignen, dem man eine gesellschaftliche Relevanz zusprach beziehungsweise das, was man als solche ausgab.

So beschäftigte man sich mit plötzlich neuentdeckten „*geographischen*“ Grundfunktionen Essen, Wohnen, Schlafen, Erholung, Wirtschaften, Verwalten usw., mit allem und jedem, das sich auf dem Globus ereignet. Niemand wagte offen zu sagen, dass jzt schlechthin leeres Stroh gedroschen wurde. Die eigentlich wichtigen geographischen Zusammenhänge vernachlässigte man, nämlich Verständnis und Methode etwa dafür, wie man einen bestimmten Raum mittels allgemein gültiger, nämlich den eigens geschaffenen Kriterien der Allgemeinen Geographie betrachte. Aber eben nur solche befähigen, geographische Resumés ziehen zu können. Immer nötiger ist es, ferner die unmittelbare Anschauung und überhaupt alles lebenspraktisch Gesichtete und Erfahrene in die Erkenntnis einzubeziehen, nämlich den unverstellten und klaren eigenen Blick. Dieser führt dazu, dass geographisch Tätige oder Denkende, also jeder, das größere räumliche Umfeld, ja alle auf der ganzen Erde mit Auge und Verstand wahrnehmbaren Dinge beziehungsweise Sachverhalte erkennen und verstehen. Es muss so etwas wie den speziell eingeübten Blick, den eigens geschärften Verstand geben. Aber dergleichen Mühliches galt ja, wie gesagt, nach 1968 und noch lange später als völlig überholt. Ja, man bezeichnete gar die Größten der Zunft, zum Beispiel ALEXANDER VON HUMBOLDT, der ein klassisches Werk über Südamerika schrieb, das Geographen und Laien bisher immer als etwas ganz Großes angesehen hatten, nun als grundsätzlich überholt. Humboldt sei bestenfalls ein guter Reiseschriftsteller gewesen, nicht mehr, weil inzwischen gesellschaftlich zur Gänze irrelevant. Der Autor der hier vorliegenden Abhandlung über Fernweidewirtschaft bedauert sehr stark,

die letzte großformatige Prachtausgabe davon, gedruckt auf Glanzpapier, aufs Beste bebildert, einst nicht in einem modernen Antiquariat erworben zu haben. Kurz, man erklärte das, was vorher die „*dynamische*“ Geographie hieß, also die regionale Geographie und das ihr als Methode zugrundeliegende *Hettner'sche Schema* für heillos veraltet.

Folglich wurden seitdem kaum noch wissenschaftlich fundierte Länderkunden publiziert. Dann, nach einer Reihe von Jahren, plötzlich merkten doch ziemlich viele, dass sie in der praktischen schulischen Arbeit mit den „*sozialgeographischem Prinzip*“ (was waren eigentlich die Merkmale, präzise definiert?) nicht weiterkamen, trotz des von anderen entfalteten Wirbels. Nämlich zum Beispiel unter anderem deshalb, weil sich europäische Länder „*sozialräumlich*“ (was ist ein geographischer Sozialraum?) so wenig voneinander schieden, dass die Grundfunktionen Arbeiten, am Verkehr teilnehmen, seine Freizeit gestalten und viele andere mehr in europäischen Ländern untereinander allzu ähnlich seien. Es lohnte nicht, sie vergleichend zu betrachten oder gar nach den zugrundeliegenden geographischen Kausalitäten zu hinterfragen. Überhaupt würde es zuviel Zeit kosten, alle Grundfunktionen kausalistisch und interdependent darzustellen, zu erklären. Folglich blieb die Sozialgeographie, soweit wir sehen, einfach deskriptiv.

Denn die so genannte Sozialgeographie verstand sich ja wohl nicht als geographische Teildisziplin dementsprechend wie etwa die herkömmliche Agrargeographie tat, sondern als fachübergreifendes Prinzip. Dieses wurde niemals vollends realisiert; unmöglich. Denn es existierte kein System. Man beschäftigte sich einfach mit allem. Unter dem Titel „*Distribution von Energie*“ etwa mit der rein topographischen Verteilung elektrischer Überlandleitungen, weil elektrische Energie für die Grundfunktionen Arbeiten und Wirtschaften und anderswo eine große Rolle spiel. Aber nie wurde nach einem interdependenten System darüber diskutiert oder nach Kausalitäten gefragt und so fort. Man vermied tunlichst, um das angesprochene Beispiel fortzuführen, überhaupt darüber nachzudenken, warum diese Leitungen eben so und nicht anders verliefen.

Denn das wäre ja keine Sozialgeographie gewesen, sondern herkömmliche, kausal deutende und deshalb gesellschaftlich irrelevante Regionalgeographie, also nun allgemein belächelte Länderkunde gewesen. Derer sollte man sich schämen wie eines alten Hutes. Unter dem Titel „*In Bayern planen*“ gab es in einem für Jahrgang 11 bestimmten Erdkunde-Schulbuch nicht etwa eine einfache Karte der Regierungsbezirke oder der Kreise mit geographischem Kommentar dazu, sondern eine solche der neuen Regionen, über die man eigentlich nicht mehr wusste, als ein Landesamt darüber in seinen regierungspropagandistisch gefärbten, äußerlich wie Werbebroschüren gestaltete Schriften dazu in wenigen Sätzen veröffentlichte. Anderes zu erhalten war unmöglich. Über die Planungsregionen gab es keine irgendwie geartete geographische Fachliteratur.

Mit der Sozialgeographie gelangte man also nicht weiter. Letztlich bewirkte sie nichts anderes, als dass sie zum inzwischen unwidersprochenen (weil von Pisa und von anderen Institutionen nachgewiesenen) Niedergang des Unterrichts an deutschen Schulen und der dort erbrachten Leistungen einiges beitrug. Faktenwissen und Denkschulungen galten als verpönt. Kein Wunder, dass nun etwa die Lesekompetenzen nicht gut sind. Denn es geht doch beim Lesen auch um ein Mit-Denken der Probleme, also ums Verstehen. Überhaupt muss man sich wundern, dass zu Beginn der 70er Jahre eine Schulreform propagiert wurde (so die Kollegstufe), die Märchen versprach, doch Possen inszenierte. Aber wir können diesen Punkt nicht fortsetzen. Es geht hier um die Geographie.

Dann wandte man sich in Hochschulen und Schulen einer *Geographie der Entwicklungsländer* zu, der man nun die besondere gesellschaftliche Relevanz zusprach. Jedoch bemerkte man schließlich, dass die Schüler im Wesentlichen nur noch über Entwicklungsländer und -hilfe sprachen, aber beileibe über nichts Systematisches, also zuwenig über die allgemeingeographischen Grundlagen der entsprechenden Kontinente und Subkontinente, viel zu wenig über die wichtige Klimageographie. Westwindzone, Passatgürtel, Zenitalregen und Monsoon-Regenzonen wurden unzureichend eingeübt.

Ferner natürlich zuwenig über lokale Ausprägungen von Klimazonen. Die systematische Geomorphologie entfiel überhaupt, wahrscheinlich weil von Schülern als zu schwierig empfunden. Das wird jeder leicht nachvollziehen, der neuere und ältere Schulbücher miteinander vergleicht. Als verpönt galten nun sich über die ganzen Jahreszeiten erstreckende Klimaanalysen anhand von Diagrammen und Tabellen. Damit könne man zwar ziemlich viel verstehen, aber für die Schulen sei dergleichen doch zu schwierig und überdies zu konventionell, im Vergleich zu munteren soziologischen Aufputzungen mit Schlagworten wie „*Bevölkerungsmarginalisierung*“. Insgesamt also von Systematik keine Spur, nur einzelne schlaglichtartige Themen, die sich übrigens öfters wiederholten, mit Absicht, weil man sie für würdig der Vertiefung erachtete, ohne freilich in den Schulbüchern von Jahr zu Jahr das stoffliche Aufgebot zu steigern. Insgesamt alles sehr mager! Nur keine Anstrengung, muss man konstatieren, lautete die Devise.!

Geographie einer "New Economy"?

Mit der „*New Economy*“ erfolgte dann ein neuer Paradigmenwechsel in der Geographie, die zwar weiterhin als Sozialgeographie definiert wurde, aber plötzlich nur ganz leise und unauffällig. Nun sprach man in der Kollegstufe wichtigtuerisch über die *Inwertsetzung von Großräumen*, was nichts anders bedeutete, als dass man über wirtschaftlichen Rang und Bedeutung (bereits erschlossenen) Landes redete, zum Beispiel über die Japanischen Inseln und deren Inwertsetzung. Das den dortigen Entwicklungen zu Grunde liegende schwierige Geflecht der geographischen Kausalitäten zu analysieren galt weiterhin als verpönt. Weil man ansonsten nichts Besseres wusste, ging man dazu über (man glaubt es kaum, wie billig es sich verhielt), dass in den ersten Kollegstufen-Erdkunde-büchern (sie erschienen zehn Jahre nach dem Beginn dieser neuen Oberstufe!) hauptsächlich ganz gewöhnliche volkswirtschaftlich orientierte Zeitungsartikel abgedruckt wurden, deren Themen man plagiierte, nationalökonomische Aspekte.

Jetzt (2007) existierten Oberstufe-Lehrbücher, mit denen man nichts anderes anfangt, als nicht zusammenhängende Zeitungstexte zu rezipieren! Nur keine nach dem kausalistischen Prinzip gearbeiteten Lehrbücher! Inzwischen, über ein Jahrzehnt später, nun seit PISA, konstatiert man nun, dass Abiturienten ähnliche andere Zeitungsartikel in eigener Lektüre nicht einmal mehr verstehen. Denn die Verständnis solcher eher einfachen Publikationen wird sich immer erst einstellen, wenn dafür die systematische Basis errichtet wurde. Anders geht es nicht. Alle Schulfächer müssen systematisch hergerichtet sein, in Jahren. Und dann müssen alle Fächer ferner zu einer nochmaligen oder Über-Systematik aufeinander bezogen werden. Anders geht es nicht. Man gestatte darauf hinzuweisen: Diese Selbstverständlichkeiten existierten bereits, nämlich bis 1978.

Präzisierung der eigentlichen Abhandlungs-Thematik

Uns kommt es hier darauf an, eine bestimmte Wirtschaftsform (einschließlich der Spielarten) geographisch so darzulegen und zu erklären, dass man die ihr zugrundeliegenden Kausalitäten versteht, eben das Zusammenwirken verschiedener Attribute zur Konditionierung eines bestimmten Raums. Es geht um eine bestimmte Form der Viehwirtschaft, wie sie im Mittelmeerraum über weite Räume hinweg üblich gewesen ist, nämlich um die sogenannte Fernweidewirtschaft. Sie erreichte im 19. und noch im 20. Jahrhundert ihren ökonomisch am meisten bedeutenden Punkt. Sie stellt auch jetzt noch viel dar und zwar gerade in Entwicklungsländern, aber woanders ebenso. Das wird ein besonderes Beispiel zuletzt zeigen. Überhaupt ist es nötig, um das Gesamtwesen zu verstehen, mehrere Formen der zur Diskussion anstehenden Viehwirtschaft zu besprechen und zwar anhand von Beispielen, damit aus einer gewissen Anzahl von Exempla das ganze Genre dieser Ökonomie erhellt, nämlich dasjenige der sogenannten Fernweidewirtschaft. Andererseits ist Beschränkung ebenfalls nötig, auf einen klar abgesteckten Raum. Um zu erläutern, was Fernweidewirtschaft darstellt, geographisch-kausal gedeutet, halten wir es natürlich nicht für nötig, alle Erde abzugrasen, bildlich gesprochen.

Wir beschränken uns auf den Mittelmeerraum und konzentrieren uns im besonderen Maße auf Südosteuropa. Nur zuletzt werden wir uns einmal weiter fortbegeben, nach Übersee, und es wird seinen spezifischen Grund haben. Jedenfalls greifen wir ganz bewusst ein einfaches Thema auf. Uns geht es geht darum, die geographisch-kausale Sicht der Dinge vorzuführen. Denn wir wollen eine solche Betrachtung der Dinge möglichst nicht erschweren, freilich nicht derart, indem wir flache Sozialgeographie, sondern stattdessen eine chorographisch orientierte Geographie vorführen, auch keine ganze Länderkunde (was viel zu viel wäre), sondern nur eine bestimmte Ökonomie, eine Viehwirtschaft, die von eindeutigen orographischen und klimatischen Voraussetzungen abhängt. Denn Schulbücher und deren Themen sollten im Prinzip so beschaffen sein, nämlich die Probleme zusammenhängend-kausalistisch deutend. Und freilich muss man sich bewusst sein, dass grundsätzlich keine Themen existieren, nicht einfache und nicht schwierigere, nicht etwa agrargeographische oder industriegeographische, die alle interessieren, in der Schule oder außerhalb davon. Man wechsle die Themen, so dass vieles bietet, der manchem etwas bietet. Freilich, wer sich für nichts interessiert, sich also gar nichts bieten lassen will, dessen Fortgang wird nicht sehr erfolgreich verlaufen. Das ist überall so, im handwerklichen Bereich, in den Tätigkeitsfeldern des Kaufmanns und an Hochschulen. Wir wissen das. Unsere Wahl ist gut. Wir wählen etwas aus der Viehwirtschaft, könnten aber ebenso gut anderes herbringen. Jedoch gilt: Alles aufeinander beziehen, wegen der Grundsätze des Faches Geographie!

Was bedeutet „*mediterrane Fernweidewirtschaft*“
in Südosteuropa?

Unter „*Fernweidewirtschaft*“ versteht man eine Form von Viehwirtschaft, bei der man – im Gegensatz zur ortsfesten Viehzucht, die zumeist eine intensive ist – sein Tiere an bestimmten Jahreszeiten auf gewisse Weideflächen treibt, die vom sonstigen Aufenthaltsort, vom regelmäßigen Wohnsitz der Viehzüchter weit entfernt liegt, manchmal sehr weit weg.

Die Fernweidewirtschaft tritt in drei Hauptarten auf, nämlich als *Almwirtschaft*, als *Transhumance* und als *Nomadismus*.

Wir definieren kurz und vorläufig folgendermaßen: Almwirtschaft betreiben Ackerbauern-Viehzüchter und zwar in intensiverer Ökonomie, während Transhumance von gedungenen Berufshirten unternommen wird und zwar extensiv über weite Strecken hinweg, und im Nomadismus begeben sich Viehzüchter, die gar keinen festen Wohnsitz unterhalten, ebenfalls auf die Wanderung und zwar durch große Gebiete, doch handelt es sich immer nur um Eigenvieh, in sehr extensiver Wirtschaftsform. Ihrem Wesen nach handelt es sich bei der Fernweidewirtschaft überwiegend um eine Viehwirtschaft, in der es mehr um Kleinvieh als um Großvieh geht. Denn Großvieh, begibt es sich zu unterschiedlichen Weiden, verliert auf langen Strecken zuviel Gewicht, was Fleischproduzenten vermeiden wollen.

Methodische Vorbemerkungen

Die ebengenannten Formen der Fernweidewirtschaft werden oft nicht eindeutig auseinandergehalten. Deshalb legen wir Wert auf klare Klassifizierung, trotz zweifellos vorhandener Übergänge. Welche Erscheinungen sind je ganz eindeutig? Eindeutig sind fast immer nur die Idealtypen. Wir wollen also die realen Erscheinungsformen von Fernweidewirtschaft darstellen, der Reihe nach und vor allem an südosteuropäischen Beispielen, ohne jedoch die sonstigen mediterranen Aspekte völlig auszusparen. Entsprechend den geographischen Grundsätzen gehen wir von orographischen und klimatologischen Bedingungen der fraglichen Räume aus. Denn im *Hettner'schen Schema* sind es diese beiden Schablonen, so sagen wir, welche die Untersuchungsobjekte am stärksten definieren. Wer derart und nicht anders vorgeht, kann seine Überlegungen als solche der Geographie bezeichnen. Wir flechten immer wieder ähnliche grundsätzlich-methodische Überlegungen in unsere Abhandlung ein, damit auch Nicht-Geographen das Geographisch-Wesentliche zugänglich wird und sie sich zukünftig nicht mit den dürftigen Grundfunktionen abspeisen lassen. Wie gesagt, es geht um den Mittelmeerraum, besonders um Südosteuropa.

Und nochmals speziell um die Balkanhalbinsel, insoweit die beiden Großräume miteinander identisch sind. Auf andere Räume wird kürzer verwiesen. Jedoch handelt es sich wieder um vom mediterranen Klimatyp geprägte Räume.

Der Naturraum Südosteuropas,
Grundlage von Fernweidewirtschaft,
orographisch betrachtet

Zunächst zu den Oberflächenverhältnissen, zur *Orographie des Großraums*. Die Kernräume der Weidewirtschaft im Mittelmeerraum, nicht nur in Südosteuropa, stellen immer die Gebirge dar, dort also das die gesamte Halbinsel durchziehende *Dinarisch-Hellenische Gebirgsland*. Diesem ist im Westen der schmale *istrisch-dalmatinische Küstensaum* vorgelagert. Ferner existieren im Süden, besonders zur Ägäis hin, größere Küstenebenen. Das erwähnte Gebirgsland trägt den Charakter eines hohen Mittelgebirges wegen der relativ großen Höhe; manche davon steigen ja schon unmittelbar hinter der Küste auf. Die Gebirge weisen im Verlaufe ihres Anstiegs oft kleinere und größere Ebenheiten auf, die sich gewissermaßen treppenartig in die höchsten Höhen fortsetzen. Es handelt sich um in geomorphologischer Hinsicht wesentlich von den Erscheinungen des dortigen Karstes geprägte Plateaus, welche den Gesetzen der sogenannten Karstwasser-Hydrographie unterliegen, also einer spezifischen Art der Kalkgesteins-Erosion, für die es in Mitteleuropa keine Entsprechungen dieses Ausmaßes gibt. Doch man muss im gegebenen Zusammenhang darauf verweisen, dass in der Schwäbisch-Fränkischen Alb beziehungsweise in deren Juragesteinen (die Landschaftsbezeichnung „*Oberpfälzer Jura*“ stellt jedoch eine Fehlprägung wohl der Tourismus-Branche dar) Entsprechendes existiert; man denke etwa als Regensburger an die im Frauenforst nördlich von Kelheim zahlreichen Dolinen (von außen sichtbare runde Vertiefungen, in denen Waldbauern manchmal hineinstürzen, weil sich darunter Hohlräume gebildet haben), ferner an die im besagten Oberpfälzer Jura (richtig als Bezeichnung für die geologische Formation) befindlichen großen Höhlen

(zum Beispiel das unter der Burg *Wolfsegg* befindliche riesige und bislang nur wenig erforschte Höhlensystem, in welchem sich, falls nötig, die Bevölkerung des ganzen Landstrichs verbergen konnte) und drittens an die schroffen, doch äußerst malerischen Kalkfelsen im Laabertal.

Aber zurück ins eigentliche *Karstland*. Seine Hydrographie ist dem Karstwasserspiegel unterworfen. Dieser kann unter der Erdoberfläche liegen, so dass ganze Flüsse unterirdisch fließen und manchmal wieder an die Oberfläche zurückgelangen, ganz nach den Launen des Karstes, auf die wir hier nicht einzeln eingehen wollen. Jedenfalls ist dort das gesamte Land, wenn aller Schnee auf diesem Kalkboden weg schmolz, dann extrem trocken und steril.

Gelangt man von den Küstengebirgen aus weiter östlich und hat man diese überschritten, mäßigen sich die Karsterscheinungen ganz deutlich und zwar deshalb, weil die örtlichen geologischen Verhältnisse teilweise von vereinzelt, doch durchaus größeren *Einschaltungen von Flysch und Schiefer* bestehen, welche aus Gründen der Chemie keinen Karst entstehen lassen. Man sieht viel Wald und im Bergland manchmal sich recht weit erstreckende Ackerflächen und dazu das dichter besiedelte Bergland. Darin sind zahlreiche *Senkungsfelder* ausgebildet, verursacht von starken Brüchen, scharf und steil. Ihre Umrandungen erscheinen mäßig hoch ausgebildet. Die genannten Absenkungen beziehungsweise Becken gelangen im Osten, in *Bosnien, Serbien, Makedonien* und *Ostgriechenland* zu ziemlich großzügiger Entfaltung. In *Bosnien* existieren nur wenige kleinere Becken, welche die Hochformen unterbrechen. Unter ihnen bestens bekannt ist das *Becken von Sarajevo*, doch viel auffallender sind für den Kartenschauer die langen Beckenreihen der *Morawa-* und der *Strúmafurche*. Südlich entwickelt sich das Land noch größer gekammert, in weitere Becken, und als solche fallen besonders die ins Bergland eingelagerte *Metohija*, das *Amselfeld*, die begehrte *Kampania von Thessaloniki*, das historisch hervorgetretene *Thessalische Becken*, sowie die *Phöokisch-Böotische Beckenflucht*. Im Süden der Balkanhalbinsel erscheint das Bergland nur mittelhoch.

Denn es leitet in vielfachen ebenen *Treppungen* hinab zu den Hohlformen. Es handelt sich um die von vielen Gebirgsrändern (Alpen, Appalachen) bekannten *Piedmonttreppen*, an deren Abstürzen die Bäche und Flüsse gerne Wasserfälle bilden, die man auf der Karte zu Falllinien verbinden mag.

Betrachtet man die Orographie Südosteuropas, ergibt also zunächst, dass dessen nördlichere Hälfte von einem ganz bestimmten Gegensatz zwischen den dinarisch-hellenischen Gebirgsräumen und den anschließenden Beckenlandschaften folgt, bis das Land zuletzt ziemlich flach wird. Dieser Großraum, diese Großlandschaften besitzen eine besondere Physiognomie, wie man sie auf der Erde nicht wieder antreffen kann. Diese Physiognomie wird südwärts nochmals in einer weiteren speziellen Weise modifiziert, indem nämlich dort weite Meeresbuchten und lange Golfe das Landesinnere viel besser erschließen als den südosteuropäischen Norden. Dieser wirkt formal mehr kontinental, während dagegen im Süden das bergige Land über zahlreiche Küstenebenen ganz innig miteinander verflochten ist, weil dort, wie gesagt, das Meer tief ins Innere vordringt. Immer weiter stoßen die Golfe ins Land hinein (*Arta, Wólos, Lamía, Patras, Korinth*). Dieses geschieht wiederum in einer auf der Erde einzigartigen Weise, die mitentscheidend dafür gewesen ist, dass sich ältere Hirtenkultur zur antiken hellenischen Hochkultur fortzuentwickeln fähig war, für deren ganz besonderes Merkmal im bedeutsamen *Attika* die Olivenhain-Kultur steht.

Die Klima- und Vegetationszonen

Natürlich beeinflussen die geschilderten Oberflächenverhältnisse das Klima und damit ferner die südosteuropäische Pflanzengeographie. Des weiteren wirken sich, es kann nur so sein, die im Sommer und Winter unterschiedlichen *athmosphärischen Klimazonen* aus, die auf das definitiv prinzipiell global wirksame System zurückgehen. Das verhält sich dermaßen nicht nur in Südosteuropa so, sondern im gesamten Mittelraum genau wie in der gesamten Welt. Und dieses System erlässt zunächst einmal für klimatischen Verhältnisse die Gesetze.

Aber doch nicht allein. Dazu tritt noch Örtliches, das heißt Orographisches und mehr Lokal-Klimatisches, beispielweise nur örtliche auftretende Winde, die es ja außerdem noch gibt, See-Land-Winde, Föhnwinde und andere, weitere klimatologische Feinheiten und Köstlichkeiten, welche das geographische Herz erfreuen.

Die Niederungen und Bergländer Griechenlands sowie dazu die adriatischen, ägäischen und pontischen Küstensäume sind natürlich *mediterran* zu nennen. Des weiteren dringt mediterranes Klima durch die Senkungstäler und Flusstäler weiter vor, nämlich nord- und ostwärts, zum Beispiel über die Talungen von *Wardar* und *Strumá* bis *Skopje*. Ansonst wird man das Landesinnere ein Übergangsgebiet heißen. Es bedeutet ein solches zwischen dem mediterranen Bereich zu dem eher südosteuropäisch-kontinentalen Klima der beschriebenen Beckenzonen und dem Klima von mitteleuropäischen Gebirgszonen. Das wohl spezifisch eigentlich südosteuropäisch (oder südöstlich-mitteleuropäisch) zu nennende Klima, das Klima pannonischen Typs, findet man erst in den Flachländern, welche bereits der Donauebene zuzuweisen sind. Dieses Klima ist im Sommer kontinental-heiß, im Winter entsprechend kalt und insgesamt trockener. Will man vereinfachen, kann man sagen, der Klimatyp, der uns zunächst eigentlich interessiert, bewegt sich zwischen mediterranen, pannonischen und mitteleuropäischen Gegebenheiten, wobei die pannonischen die geringsten sind. Man darf deren Betrachtung vernachlässigen.

Was kennzeichnet die unter mediterranem Einfluss stehenden Landschaften? Es sind vor allem die hohen Sommertemperaturen und die sommerliche Trockenheit. Wichtig ist ferner die Dauer der jahreszeitlichen Perioden. In Südosteuropa verkürzt sich, je weiter nordwärts man sich bewegt, die zeitliche Länge der sommerlichen Trockenperiode. Diese beläuft sich in Südgriechenland auf vier, in Dalmatien nur noch auf einen Monat. Andererseits verhindert es das makedonisch-serbische Grenzgebirge, dass mediterranes Klima nördlich von Skopje hinaus stößt. Das mediterrane Klima wirkt sich etwa in den ostserbischen Bergland nur noch einigermaßen gering aus.

Nämlich als dort eine winterliche Regenzeit, jedoch keine Sommertrockenheit besteht. Das wichtigste Kennzeichen des mediterranen Klimatypus' stellen ja die Sommerhitze und -trockenheit dar (infolge Nordwärts-Verlegung des Passatwinde-Gürtels) sowie die mäßigen Wintertemperaturen mit Niederschlägen (infolge Südwärtsverlegung der Westwindzone). Außerdem spielen noch besondere Winde eine Rolle, die warm-trockenen aus dem Süden wehenden *Etesien* und die kalte und zerstörerische *Bora* oder *Boraccia*. Besonders vielgestaltig ist der noch berühmtere *Schirokko*. Zunächst einmal bedeutet er den warmen Wind aus dem Süden. Dieser wird auf seinem Weg übers Mittelmeer feucht. Weshalb er sich in Italien, Dalmatien und Griechenland ziemlich warm abregnet und jenseits der Gebirge dann als Föhn auftritt.

In Spanien ist der Schirokko heiß-trocken, deshalb dort die ganz starke Sommertrockenheit. Ging der Schirokko über nordafrikanische Sandwüsten, vermag er roten Sand mitzuführen und sogar Heuschreckenschwärme. Diese beiden Erscheinungen sind etwa gar in Regensburg historisch eindeutig verbürgt. So weit reichen diese Winde in der Tat. Weshalb es nun nahe liegt, darüber mehr auszuführen, zumal es unbekannt ist.

Ein Exkurs über die Historische Geographie der Reichsstadt Regensburg

Alle Klimaerscheinungen wirken sich über die Kontinente hinweg aus, genauso wie die großen geothermischen Naturkatastrophen, was nicht so bekannt ist. Aus aktuellem Grunde darüber nun ein Exkurs, weil die Gelegenheit taugt. Als Beispiel für die Fernwirkung geothermisch bedingter Klimakatastrophen seien die Vulkaneruptionen 1784 in Island genannt, als dort ein Fünftel der Bewohner an Schwefelgasen umkam. Die Vulkanasche verbreitete sich sehr viel weiter; sie schwächte die Sonneneinstrahlung. Missernten und außerordentlich kalte Winter folgten nach. In Gebiet der damaligen Reichsstadt Regensburg fror die Donau im angeführten Jahr bis auf den Grund und das Eis stieg übers Flussbett hinaus. Der mit der nachfolgenden und erwarteten extrem langen Tauperiode einsetzende

(unmittelbar vom Schall eines Kanonenschusses ausgelöste) Eisgang oder -stoß hat die Steinerne Brücke fast vernichtet. Immerhin musste der große Mittelturm abgetragen werden. Die auf den Donauinseln liegenden Getreidemühlen wurden völlig zerstört, abrasiert. Man befürchtete eine Hungersnot, der am Ort des Immerwährenden Reichstags natürlich politische Dimensionen geeignet hätten. Infolgedessen rafften sich die Reichsstände zu einer kollektiven Geldspende von insgesamt 12 000 fl auf. Damit wurden in Regensburg die nötigen Neubauten bestritten. Unter anderem deshalb wirkte sich das erwähnte Ereignis mit den Folgen merkwürdigerweise später höchst segensreich aus. Das Mühlwesen wurde modernisiert und rationalisiert. Optimismus zog ein in die alte Stadt, denn der gar nicht unbedeutende finanzielle Zuschuss half der hiesigen Steuer auf, finanziell, und ferner überhaupt allen Bürgern und Einwohnern der Stadt, in moralischer Hinsicht. Man sah ganz deutlich, dass man sich hier in einem der Zentren des Reichs befand, und nicht am *podex mundi*, was zu glauben zeitweise nahe lag, nämlich immer wenn der Kurfürst von Bayern die Reichsstadt handels- und zollpolitisch zu würgen versuchte, und man sich dagegen nur schwer zu helfen wusste. Die damals gemachten, von Schriftstellern niedergeschriebenen Beobachtungen zeigen, dass es in der Geschichte von Großgruppen, unter den Bewohnern einer Stadt, immer etwas gab wie eine spezifische Psychologie des von Geokatastrophen gezeitigten Unglücks. Dieses vermag sich nicht selten ins Positive zu wenden, wenn man es überwindet. Soviel darüber. Zurück nach Südosteuropa.

Weitere klimatologische Erwägungen

Wir sprachen über mediterrane Klimaereignisse im Becken von *Skopje*. Dort kommt viel Mediterranes, Mitteleuropäisches und dazu noch Pannonisches zusammen. Die Winter-Niederschläge Südosteuropas nehmen nach Norden und landeinwärts generell ab, was natürlich an der dalmatinischen Küste besonders spürbar auffällt. In Skopje erscheinen 487 mm Jahresniederschläge,

in *Lamía* 595 mm, in *Thessaloniki* 545 mm, in *Durazzo* 1 090 mm und in *Dubrovnik* 1 500 mm.

In den beiden letzten Fällen hängen die hohen Niederschläge natürlich mit der stark mediterranen Prägung und ferner mit der unmittelbaren maritimen Situation zusammen.

Und nun zum Kern der Dinge. Wegen der Sommertrockenheit und wegen der Winterniederschläge wird in den zahlreichen mediterranen Niederungen Südosteuropas (und am Mittelmeer überhaupt) der Winter zur eigentlichen Periode sich entwickelnder Vegetation, nicht der Sommer, wie es der Mitteleuropäer gewohnt ist. Solche Umkehrungen sind allen Geographen wohlbekannt. Auf scheinbare Paradoxien, gewissermaßen auf ein Auf-den-Kopf-Stellen der Verhältnisse stößt man noch weiter südlich. Dort gibt es die tropischen Zenital-Regenperioden und die ihnen nachfolgenden Trockenperioden. Schließlich führt der jahreszeitliche Sonnenstand dazu, dass man dort zweimal vom Winter spricht, weil Dürre und Vegetationsruhe herrschen und zwar während unseres Sommers und Winters. Genau so gut (etwa in Brasilien) spricht die dortige Bevölkerung zweimal vom Sommer (mit Regenzeit und Pflanzenwachstum) und meint dieselbe Zeit, nämlich wenn sich der Mitteleuropäer in Frühling und Herbst wähnt.

Wie hervorragend sich doch solche grundsätzliche Überlegungen zu einer auf die großen und grundsätzlichen Welt-Realitäten bezogenen Denkschulung eignen!

Die drei südosteuropäischen Haupt-Vegetationszonen

Die wegen winterlicher Regenfälle und wegen sommerlicher Trockenzeit in den mediterranen Bereichen also in den Winter fallende Vegetationsperiode bedeutet für die Landwirtschaft eine ganz andere Orientierung als für die mitteleuropäische.

Auf die Viehwirtschaft vor allem schlägt mit einem Male heftig durch, dass in den mediterranen Zonen sommers sämtliche Weiden verdorren, sofern man nicht künstlich und aufwändig bewässert, also viel Futteranbau betreibt, der umso kapitalintensiver ist, je mehr man ihn noch fortentwickelt. In den eher kontinental (mitteleuropäisch oder pannonisch) beeinfl-

lussten südosteuropäischen Zonen (wegen der höheren Breitenlage) und ferner in den dortigen Gebirgsregionen ebenso (wegen Feuchtigkeit stauender Wirkung und wegen der Steigungsregen) gibt es dort Niederschläge, völlig ausreichend für die teils intensive, überwiegend jedoch eher extensive Viehzucht. Uns kommt es auf die extensive Viehwirtschaft an.

Zunächst noch mehr über die Regionalklimatologie. Man unterscheidet je nach orographischen und klimatischen Faktoren drei südosteuropäische (beziehungsweise auch mediterrane) Vegetationszonen. Sie werden nachfolgend dargestellt.

Die immergrüne mediterrane Region

Die wichtigen Charakterpflanzen sind neben den (an sich unerwünschten) *Macchien* die niedrigen und für die Viehzucht wenig vorteilhaften Halbsträucher, von denen die *Garigues* als Beispiel genannt werden sollen, sodann die unterschiedlichen Stauden- und Zwiebelgewächse (der weißblühende *Asfodill* als Paradigma) und dann natürlich die wichtigen Kräuter und Gräser. Die Höhengrenze dieser Region sinkt in Richtung Nordosten. Im Westpeloponnes geht sie bis auf 650 m. In Norddalmatien endet sie schon bei 200 m. Man kann den Vegetationswechsel dort bereits an den unteren Berghängen wahrnehmen.

Die mediterrane Bergstufe

Die Bergstufe umfasst die Höhenlage bis zur oberen Waldgrenze. Hier baut man Getreide, Baumwolle, Tabak, und Gemüse an. Sind die Böden halbsteril, in Südosteuropa nicht eben selten, findet man einfachere Kräuter- und Grasfluren vor, für die Weidewirtschaft sehr erwünscht. In der Zone der mediterranen Bergwälder bleiben die mediterranen Pflanzen allmählich zurück. Die Feldfluren finden sich in den Hochlagen nur mehr, wo sich Hochbecken und Poljen erstrecken.

Um 1 000 m fallen Niederschläge auch im Sommer (wegen der sich in solchen Höhen ganz regelmäßig auswirkenden südwärts verlagerten Westwinddrift. Deshalb existierten hier ursprünglich dichte Wälder, wegen der für sie günstigen natürlichen Bedingungen, wo keine Spitzentemperaturen auftreten,

jedoch Regen ganzjährig. Man hat die wertvollen Bäume in geschichtlicher Zeit ganz großflächig abgeholzt. Und zwar, das wird oft falsch gesagt, weniger wegen des Schiff- und Hausbaus oder wegen des Feuerungsbedarfs, sondern hauptsächlich deswegen, weil man in den genannten Lagen mit zwei unterschiedlichen Wirtschaftsweisen vorwärtsgelange, nämlich von unten her mit dem Ackerbau und von oben her mit der Viehweide. Dabei können unterschiedliche Volksgruppen am Werk gewesen sein, Ackerbauvölker und Hirtenvölker oder beide zusammen.

Aber landwirtschaftliche, ackerbauliche und viehzüchterische Fortschritte erweisen sich im Gegenzug oft als nachteilig. Es handelt sich um eine Entwicklung, die für den Mittelmeerraum geradezu charakteristisch ist. Bodenkrume wird abgeschwemmt und die Böden verarmen. Eine Sekundärvegetation entsteht, die keine zusammenhängende Vegetationsdecke mehr ausbildet. Die aus immergrünen Hartlaubgewächsen bestehende *Macchie* greift um sich, der bekannte und ebenso berüchtigte ledrige Buschwald, oder die *Phrygana*.

Die alpine Region

Diese Region entspricht etwa der Flora der *Hochalpen*, doch können die Niederschläge außerordentlich hoch sein, wie etwa im *Velebitgebirge*. Aber wegen der Bodenverkarstung befindet sich wenig Feuchtigkeit in der Erdkrume, wenn die Vegetationsperiode einsetzt. Diese spezifische Trockenheit trotz der hohen übers Jahr verteilter Niederschläge lässt in Südosteuropa nicht gerade vorzügliche, doch immerhin nutzbare Weiden aufkommen. Es handelt sich um den sogenannten „*Pasnjak*“. Er ist nur sehr kurzrasig. Man beschickt ihn mit den anspruchsloseren Schafen und Ziegen.

Nun geht es nachfolgend darum, wie man im mediterranen Südosteuropa die Viehzucht, die Kleinviehzucht auf dort existente Vegetationszonen abstimmen kann. Es geht hier natürlich vor allem um die letztere, da diese in der Fernweidewirtschaft naturgemäß eine größere Rolle spielt als die erstere. Man kann mit Rindern nicht so leicht übers Land ziehen.

Grundsätzliche Anpassung der Fernweidewirtschaft an die mediterranen Vegetationszonen

Wir gehen vom mediterranen Bereich aus. Im Juli und August muss hier wegen der nachfolgenden Dürre die Ernte schon zum Ende gekommen sein. Und weil die Weiden verdorren, wegen Hitze und Trockenheit, sucht man mit seinen Tieren einen höher gelegenen Vegetationsbereich auf, wo die mit der höheren Lage zunehmenden Regenfälle für ausreichenden Pflanzenwuchs sorgen. Das Vieh befindet sich nun auf seinen Sommerweiden. Dort findet es genug Nahrung, bis die Regenzeit einsetzt. Die Verhältnisse gestalten sich nun ungünstiger. Das Vieh lässt sich infolge Nebelbildung schlecht beaufsichtigen, dann folgen die Nieselregen und schließlich nimmt die Kälte zu. Man muss jetzt tiefer gehen oder überhaupt gar den vollständigen Viehabtrieb einleiten. Somit gelangt man wieder in die mediterranen Niederungen. Und dort ist es noch einigermaßen warm; außerdem setzen hier jetzt die Regenfälle ein. Im Oktober beginnt die Vegetationsperiode. Jetzt kommen die Tiere auf die in den Niederungen befindlichen Winterweiden. Die Regenzeit setzt sich über den November fort. Weil die Temperaturen im Dezember fortsinken, kommt es zu einem vorübergehenden Stillstand der Vegetation. Er dauert jedoch nicht so lang, dass die Herden ihre Winterweiden verlassen müssten. Im Januar steigen die Temperaturen wieder, und die Vegetationsperiode setzt sich fort. Im März wird es schnell warm und man hat jetzt bereits die Ernte zu bedenken, die im April einsetzen muss. Schon wird der Regen spärlich. Alle Adria-Besucher kennen das, wenn sie dort Pfingstferien machen wollen, in *Istrien* oder in *Venetien*, und das Pfingstfest jahreszeitlich sehr früh fällt. Den Feriengästen sind ja bereits spärliche Regnungen widerwärtig; sie wollen am warmen und auch trockenen Strand liegen. Über die vorausgegangene und unbedingt nötige Vegetationsperiode wissen sie meist nichts und auch nichts darüber, dass die einheimische Landwirtschaft nun in höhere Regionen abwandert. So verhält es sich mit dem Ackerbau, wenn er so muss und gar nicht anders kann; die Viehwirtschaft muss sich auf jeden Fall ins Höhere verlagern.

Sie ist darauf angewiesen, jedenfalls die extensive, die immer eine Wanderwirtschaft, eine Fernweidewirtschaft ist. Da sich in den Gebirgslagen nun die Vegetation entfaltet, setzt im Mai der Viehauftrieb ein. Die Herden befinden sich alsbald auf bestimmten Sommerweiden, die höher liegen als die Winterweiden. Dort bleiben die Tiere bis Ende September. Während dieser Zeit trocknen die Niederungen aus, deren Böden nun verdorren, weil kein Regen nachfolgt beziehungsweise niederfällt.

Aber die sich in großen Mengen ansammelnden Badegäste glauben sich im Element. Und kulturbeflissene Touristen, die nach Rom fahren oder noch südlicher weiterziehen, etwa nach *Pompeji* oder nach *Casteldelmonte*, wählen lieber das mildere Frühjahr oder den Herbst. Doch darüber, was die einheimische Agrarwirtschaft inzwischen tut, wohin die Viehzucht wandert, wohin sie auftreibt, wissen die Urlaubstouristen nichts. Wenn sie wollten, könnten sie es wahrnehmen. Wir aber wünschen dergleichen zu erfahren und wissen, wir werden diese Wanderungen verstehen, uns mitdenkend gewissermaßen dorthin versetzen, im Nachfolgenden. Denn wir sind gesonnen, darüber nachzudenken, über die Fernweidewirtschaft des mediterranen Südosteuropas und auch derjenigen anderenorts im Mittelmeerraum. Denn die extensive Viehzucht spielt in der ganzen Welt eine große Rolle, besonders in semiariden und gebirgigen Gebieten. Ihre räumlich längste Ausbreitung hat sie natürlich in den amerikanischen Kordilleren, und dazu die unterschiedlichsten Spielarten, wegen der riesigen Nortsüd-Erstreckung dort. Zum Schluss wollen wir uns kurz einmal in solch weite Ferne begeben.

Die Almwirtschaft

Die Almwirtschaft ist uns, so scheint es zuerst, aus Oberbayern und aus dem Allgäu bekannt. Wir können uns damit jedoch ksum aufhalten. Denn es geht uns ja um die mediterrane Almwirtschaft in Südosteuropa.

Mitteleuropäische Almwirtschaft stellt eine ausgesprochen hochintensive Wirtschaftsweise dar. Das Vieh gehört zu eher ackerbaulich orientierten und ortsfesten Heimsiedlungen.

Im Winter bis zur Zeit der Schneeschmelze füttert man die Tiere im Stall und zwar mit Trockenfutter beziehungsweise mit gebauten oder im Handel befindlichen Futtermitteln. Wenn die Alm in Betrieb steht, also nach der Schneeschmelze oder spätestens nach erfolgtem Viehauftrieb, befindet sich dort ein sehr spezifisches Personal. Es arbeitet an der Sorge fürs Vieh oder an den Tierprodukten. Die Käserei wird vorbereitet, wenn nicht überhaupt ganz dort besorgt.

Die mediterrane Almwirtschaft unterscheidet sich von der alpinen insbesondere dadurch, dass ihre Heimsiedlungen nicht unten im Tal liegen, sondern in den mittleren Höhenlagen, was dort nur so und nicht anders sein kann. In diesen mittleren Situationen wird nah bei den Siedlungen Ackerbau betrieben. Dieser ist infolge ganzjähriger Regenfälle dort gut möglich, wenn ihn die Böden zulassen, was sie aber nicht tun, wenn der Karstwasserspiegel unter die Bodenkrume absinkt. Folglich muss all der in den mediterranen Niederungen vorhandene Boden für den intensiven Ackerbau zur Verfügung stehen, damit die Betriebe existieren können. In der südosteuropäisch-mediterranen Viehzucht überwintern die trächtigen Muttertiere innerhalb von dortigen Stallungen, die den Heimsiedlungen angehören, welche sich zumeist in den mittleren Lagen befinden, während die restlichen Tiere nach unten gehen, in die Niederungen. Dort überwintern sie auf Brachfeldern oder Allmenden, wo die Halter manchmal hinzufüttern. Das Überwintern der Herde kann jedoch auch weiter oben in Nähe der Heimatdörfer erfolgen. Die klimatischen Bedingungen von Südosteuropa lassen dort eben mehr differenzierte Formen der Viehwirtschaft zu als diejenigen von Mitteleuropa.

Alpine Almwirtschaft in Südosteuropa

Verschmelzung mit mediterranen Formen von Viehhaltung

Zwei Beispiele aus dem Velebitgebirge

Die Art von Fernweidewirtschaft, wie man sie im dinarischen Velebitgebirge betreibt, muss man im Prinzip eine alpine Almwirtschaft nennen. Doch gilt es außerdem zu berücksichtigen,

dass dort außerdem weitere Formen der Fernweidewirtschaft auftreten. Das liegt an den örtlichen Verhältnissen.

Für die Almwirtschaft typisch ist an der Viehhaltung im östlichen Velebitgebirge, dass man das Vieh des Winters dort einstellen muss. Denn der über 2 000 m hohe Gebirgskamm verhindert es, dass die mediterranen klimatischen Konditionen auf die östliche Seite des Gebirgszuges vor- beziehungsweise hinüberdringen. Deshalb existieren in den dortigen Gehöften in Wohnstallhäusern befindliche Stallungen für das Milchvieh und für die Muttertiere und dazu einfachere und billigere Einstallhäuser fürs Kleinvieh. Der Umfang der Milchkuhhaltung ist ein weiteres Indiz dafür, dass es sich hier um eine Almwirtschaft alpiner Prägung handelt. Ende April setzt der Auftrieb ein und zwar dergestalt, dass das Vieh über Zwischenweiden die eigentlich Hochweiden erst zu Ende Juni erreicht. Zurückgebliebene Dorfbewohner bewirtschaften, wie es sich in der Almwirtschaft gehört, die dorfnahen Feldfluren.

Westliches Velebitgebirge

Im westlichen Velebit existiert ebenfalls eine Almwirtschaft. Aber diese unterscheidet sich von derjenigen des Ostens in mancherlei Hinsicht.

In diesem Küstenland, das alsbald und dann rasch und hoch ansteigt, ist die Almwirtschaft überwiegend Frauen- und Kinderarbeit geworden, was sie von der bayerisch-alpinen Almwirtschaft wenig unterscheidet, wo ja junge Sennerinnen die Arbeit taten und noch tun, ja die Almen entwickeln sich nicht selten zu besonderen Anziehungspunkten für junge Männer, weil es dort zwar „*koa' Sind'* gibt“, wie es (wohl jetzt immer noch) redensartlich heißt, doch gemeint ist wohl eigentlich Gegenteiliges. Auf der Alm existiert in dortiger spezifischer Einsamkeit kein Begriff von Sünde, weil man unbeobachtet ist; folglich geschieht hier Vieles, das anderswo unmöglich ist, weil man sich dort immer beobachtet wähnt. Ob sich dergleichen auch im Velebit vollzieht, wissen wir nicht; dergleichen vernimmt gar nicht aus irgendeiner wissenschaftlicher Literatur und erkennt es auch nicht als geographisch Schauender,

sondern man erfährt es, wenn überhaupt, nur aus eigener Erfahrung beziehungsweise Praxis. Wen also der Erfahrungsgewinn lockt, der begeben sich hoch ins Velebit, und wenn er kann, mag er später, was sich in den dortigen Höhen ergab, vielleicht kaiserliche Stunden, um so auf den Namen des Jubilars anzuspielen, es sind jedoch immer Schäferstunden, in eine eminente sozial-geographische Publikation einbringen. Nämlich wenn er solche Erlebnisse zu den bereits zitierten Grundfunktionen zählt. Welche das denn wären, würden wir geographisch allseits interessiert fragen.- Genug davon. Über Bukolisches später mehr.

Wegen der Bevölkerungsdichte sind im Küstenland vor dem Velebit nicht viele Männer als Ackerbauern tätig oder nur kurze Zeit. Um sich und die Familien durchzubringen, übernehmen sie andere Arbeiten, in der Forstwirtschaft, im Straßen- und Wegebau und anderswo - das ist für mediterrane Verhältnisse nun wieder ganz typisch, in der Fischerei, (was uns, die wir die Scherze nicht lassen können, sind sie einmal im Schwange, nicht an die bayerische Almwirtschaft, jedoch an die Witze über eine bayerische Gebirgsmarine erinnert). Und, wir können die Schwänke nicht ganz unterlassen, wir reden also jetzt von der mit Speisefischerei ergänzten am Velebit üblichen maritimen Almwirtschaft, wenn sich keine Einwände dagegen erheben.

In den Sechzigern befanden sich die Hochweiden zumeist in staatlichem Besitz und wir wissen nicht, ob immer noch. Publikationen sind oft doch recht zufällig. Dass sich die Zwischenweiden, wie es hieß, in Allmendebesitz befanden, dürfte ziemlich sicher so geblieben sein. Jedenfalls erscheinen auf den Hochweiden des Velebit auch die Viehhalter aus den östlichen Poljen (*Licko Polje*, *Gacko Polje*), die *Likaner*. Aber sie müssen die Hochweiden schon Anfang Juli freimachen. Denn noch andere wollen hin. Und wenn dann diese, nämlich die Bewohner aus mediterranen Teilen Dalmatiens mit ihren Tieren dort anlangen, vor allen solche aus dem jeweiligen Umland von *Kausevo*, *Novy Grad* und *Posedarija*. Dann bringen die *Likaner* ihre Herden über ihnen zugängliche Zwischenweiden

schließlich auf ihre eigenen Eigentums- und Allmendeweiden der auslaufenden Hänge des östlichen Velebits und noch später auf die übrigen Weiden beziehungsweise Äcker, die sie in der unmittelbaren Nähe ihrer Heimatdörfer besitzen.

Transhumante Züge in der Almwirtschaft des Velebit

Wenn die dalmatinischen Hirten auf den Velebit-Hochweiden erscheinen, kommen Züge der Transhumance oder Transhumanz hinein in die dortige Almwirtschaft. Denn bei diesen dalmatinischen Hirten handelt es sich um gedungene Arbeitskräfte, die kein eigenes Vieh, sondern solches von mediterranen Niederungsbauern hochbringen beziehungsweise beaufsichtigen. Somit treiben sie nicht Almwirtschaft, sondern sind als Fern-Wanderschäfer tätig. Sie haben ziemlich lange Anmarschwege; lange Strecken sind ein Merkmal der Transhumance oder Fern-Wanderschäferi ebenfalls, weshalb die Fernschäfer die Hochweiden des Velebit erst im Juli erreichen und nicht früher.

Ein weiteres Mal erscheinen transhumante, aber winters tätige andere dalmatinische Hirten ebenfalls im Velebit, indem sie die Tiere der östlichen Poljenbauern zu den dortigen Winterweiden führen, die von den bereits genannten dalmatinischen Fern-Wanderschäfern als Sommerweiden benutzt wurden. Das dortige mediterrane Klima lässt dergleichen zu, nämlich sowohl Sommer- als auch Winter-Fernweidewirtschaft und außerdem noch die intensivere Almwirtschaft.

Was die dort übliche Fernweidewirtschaft angeht, erweist sich der Velebit als besonders vielseitig. Er zeigt, mediterrane Fernwirtschaft kann nicht nur vielseitig, sondern auch mannigfaltig und stark ineinander verwickelt auftreten und sich überdies noch gegenseitig ergänzen. Die Velebit-Weidewirtschaft und die Ökonomie des ihm vorgelagerten Küstenlandes wäre einer moderner Untersuchung wert, zumal man übers Autobahnnetz leicht dorthin gelangt. Es handelt sich um Ferienland. Bekanntlich spielt der Fremdenverkehr an der nördlichen kroatischen Küste eine sehr große Rolle. Diese hat nach dem Ende des Kommunismus an Bedeutung stark zugenommen

Mediterrane Almwirtschaft im Inneren von Südosteuropa – Das Beispiel der Galicica

Das Vorland der *Galicica* besitzt noch mediterranen Klimacharakter, weil das Tal des *Wardar* einen solchen vermittelt. Die Heimsiedlungen der Fernweidewirtschaft betreibenden Bauern befinden sich dort überall an den unteren Gebirgshängen. Sie existieren also in unteren Gebirgslagen. Denn man benötigt die Niederungen einerseits für die Agrarwirtschaft, also für den Getreide- und Rebbau, und andererseits für die Viehwirtschaft. Folglich weiden die Bauern-Hirten ihnen eigenes Vieh im Winter, also von Dezember bis März, auf besonderen Gebirgsstapfeln, die sich dort in 800 m bis 850 m Höhe hinziehen und noch einigen Winterregen beziehen. Als Schutz gegen winterliche Witterung errichten die Bauern für ihre Tiere Nachtställe und zwar in Niederwäldern. Oder sie bauen einfache Nachtzwerche beziehungsweise ganz simple steinerne Gehäuse. Die Fugen stopft und schließt man mit Laub und mit Lehm. Tagsüber gelangen die Herden ins Freie, sogar im Januar und im Februar. Dort gibt es zusätzliches Trockenfutter. Diese Winterstationen werden von Familienangehörigen der Viehbauern versorgt, so dass diese immer mit den Heimatdörfern verbunden bleiben.

Dann, im März, weiden die Tiere in der Umgebung der Winterstationen, während ein Teil der Hirten-Bauern inzwischen Äcker bestellt, die sich dort oder am Grunde der mediterranen Niederungen befinden.

Schließlich bringt man während des Aprils das Vieh auf Hochweiden, die sich oberhalb der Heimdörfer befinden. Einige Männer arbeiten als Hirten, andere pflügen dortige Äcker.

Im Juni erfolgt der Auftrieb zu den Hochalmen. Einige Männer hüten die zwischen 1 200 m und 1 500 m weidenden Tiere, während andere die zwischen 1 000 m und 1 200 m befindlichen Äcker bewerkstelligen. Die Milch wird zunächst nicht auf den Almen verarbeitet, sondern in die Heimdörfer hinuntergebracht. Erst wenn man im August die höchsten Sommerstaffeln erreicht, verlegt man die Käserei in die dort dafür errichteten Gebirgs-Sommerhütten, die demnach nur Saison-Siedlungen darstellen wie hier in Oberbayern alpine Almhütten.

Die Käserei ist Männerarbeit und die Männer kehren im August nicht mehr jeden Abend ins Heimatdorf zurück. Sie bleiben oben, um die täglichen Auf- und Abstiege einzusparen.

Wenn man alpine und südosteuropäische mediterrane Almwirtschaft vergleicht, ergibt sich, dass sich im ersteren Fall die Heimsiedlungen mit Ackerbau unten befinden, in der Niederung oder im Küstenvorland. Das Vieh kommt sommers auf die Hochalmen und zwar über Zwischenalmen. Im Winter erfolgt Zufütterung in Ställen. In der eher mediterran-südosteuropäisch und mehr kontinental zu heißenden Almwirtschaft dagegen befinden sich die Winterweiden in den Niederungen. Das Vieh bewegt sich sodann über Zwischenweiden, wo man nicht selten einfache Winterställe antrifft, zu den in mittleren Höhen befindlichen Wohndörfern, wo ebenfalls Weiden existieren. Über Zwischenalmen geht es auf die Hochalmen und später zurück, in umgekehrter Reihenfolge.

Somit gründet der wesentliche Unterschied dieser beiden Arten von Almwirtschaft vor allem in der Höhenlage der Hauptsiedlungen. Die eher als südosteuropäisch zu klassifizierende Form bevorzugt für Dörfer mehr die Mittellagen. Denn man benötigt die beschränkten, doch klimatisch stark begünstigten Niederungen für Ackerbau, der manchmal Winterarbeit ist, doch in Sommerarbeit übergeht, je kontinentaler sich das Klima gestaltet. Der erläuterte Hauptunterschied ist somit ganz eindeutig ein solcher des Klimas und viel weniger der Orographie. Genauere Studien wären wünschenswert, mit geographischen Betriebsanalysen, welche den Übergang vom Winterregen-Typ zum Typ mit geringerer Wärmegunst, doch stattdessen mit ganzjährigen Regenfällen präzisieren. In Richtung pannonische Tiefebene würde sich dieser Typus spärlicher entwickeln. Denn dort ist intensive Viehwirtschaft leichter möglich, im Prinzip.

Mediterrane Almwirtschaft aus historischen Gründen

Wir gelangen nun zu einer weiteren mediterranen Form von Fernweidewirtschaft. Bei ihr handelt es sich ganz eindeutig ebenfalls um Almwirtschaft mit den ganz typischen Merkmalen.

Doch die zwischen den einzelnen Stationen liegenden Strecken sind ziemlich, ja auffallend groß. Die Kalíwiawirtschaft war weit verbreitet im Peloponnes, in Mittelgriechenland und in Makedonien. Diese Form hat eine Siedlungsstruktur von ganzen Regionen bestimmt. Sie ist, so merkwürdig es doch klingt, von der Existenz der Transhumance abgeleitet. Das zeigt sich ganz deutlich, wenn man geographisch genau hinblickt und so- dann die präzisen Einzelheiten wahrnimmt.

Bei den einstigen Bewohnern der Gebiete, um die es jetzt geht, handelte es sich bis in die Epoche der Spätantike ganz eindeutig um Ackerbauern, die ihre Herden gedungenen Hirten anvertrauten und von diesen auf den Gebirgsweiden weiden ließen und zwar transhumant. Dann änderten sich die Verhältnisse, nämlich zuerst wegen zunehmender Seeräuber- gefahr. Sie entwickelte sich in Südgriechenland besonders brenzlig und zwar wegen der vielen weit das Land erschließende Golfe. Anschließend und zumeist schlecht gestalteten sich die Verhältnisse wegen der sich ausbreitenden byzantinischen Lati- fundienherrschaft und schließlich infolge der Türkenherr- schaft. Deswegen verließ die Bevölkerung die Küstenebenen und wanderte ins Landesinnere ab. Dabei übergang sie sogar die vorgelagerten Hügelländer und zog noch weiter, nämlich hinauf in die zentralen Gebirgsstöcke auf Höhen von ungefähr 1 000 m, wo sich die natürlichen Bedingungen derart gestalten, dass man selbst in solch hohen Lagen einigen Ackerbau be- treiben kann. Dort entstanden nun viele Haufendörfer. Aber nun lebte man überwiegend von Kleinviehzucht. Dortige Kon- ditionen ließen eine besondere süd- oder südosteuropäische und mediterrane Almwirtschaft entstehen, die *Kaliwía*.

Die in den hochgelegenen Stammdörfern lebende Bevöl- kerung beschickte in den Monaten Juli bis September die Zwi- schen- und Hochalmen, welche bis 1 500 m und 2 000 m reichten oder noch höher. Nach erfolgtem Abtrieb, der wieder die Zwischenweiden frequentierte, suchte sich das Vieh seine Nahrung in der Umgebung der Stammdörfer, wo man es leicht beaufsichtigen konnte. Sodann war weiterer Aufenthalt im Ge- birge nicht mehr möglich; das Klima ließ diesen nicht mehr zu.

Außerdem gab es kein Trockenfutter und zwar wegen der überlangen sommerlichen Dürre, an deren Dauer auch die Etesien mitwirkten, ein oben bereits näher erklärter Begriff. Folglich war es nicht möglich, die Tiere dort einzustallen.

Deshalb verließen die Hirtenfamilien die in einigermaßen hohen Lagen befindlichen Stammdörfer, ihre Gebirgskaliwia. Sie gingen in die nächstgelegenen mediterranen Talniederungen hinab, also noch nicht in die Küstenniederungen. Diese zunächst aufgesuchten Talkammern waren bereits unter Ackerbauer-Familien aufgeteilt, weshalb für die von ihren höhergelegenen Almen herunterkommenden Hirtenbauern nur die Talränder minderer Bodengüte übrigblieben. Hier entstanden kärgliche Hüttengruppen, welche die eigentliche Kaliwia darstellten und noch darstellen. Die Hirtenbauern terrassierten dort die Hänge und bauten Brotgetreide an. Setzte starker Schneefall ein, wurden die Herden in schlichte Steinringe oder -pferche getrieben, die man oben mit Macchiengestrüpp abdeckte, um so die Tiere besser gegen Kälte zu schützen.

Die Kaliwia-Wirtschaft setzte voraus, das die Kaliwiabauern regelmäßig auch Geld erwirtschafteten, vor allem mittels Schlachttierverkaufs. So wurden die Kaliwiabauern befähigt, für die Monate Dezember und Januar nochmals die Weiden zu wechseln und auf die an der Küste gelegenen freien Winterweiden des dort existierenden Großgrundbesitzes zu gehen, wofür sie Pachten zahlten. So entstand die *Küstenkaliwia*, in deren Umgebung ebenfalls ein wenig Ackerbau betrieben werden durfte.

Im Februar verließen die Leute ihre Küstenstriche und zogen mit ihren Herden zurück in die einigermaßen notdürftigen Behausungen in der Nähe derjenigen Bauern, die in den Siedlungen des Landesinneren lebten und zwar ganz überwiegend von mediterranen Agrarbetrieben. Dort bearbeiteten sie ihre Terrassen und ließen gleich in der Nähe ihr Vieh weiden. Ende Februar verließ jede Familie ihre dort gelegene Hütte und stieg mit den Herden auf. Man erreichte jetzt also die um 1 000 m hohe *Gebirgskaliwia*, wo die Männer die dort mögliche Feldarbeit versahen. Ihre Familien versorgten die Tiere.

Schließlich erfolgte der von den Männern erledigte Auftrieb zu den im hohen Gebirge befindlichen Zwischenalmen und Alpen, während die Familienangehörigen in der Nähe von Hauptsiedlungen die dortigen schlichten Feldungen fortbestellten. Als Hauptsiedlung des ganzen Systems galt jeweils immer die um 1 000 m hoch gelegene Gebirgskaliwia und nicht etwa gar die Küstenkaliwia. Auch nicht die Stammdörfer. Dann übernahmen die Familienmitglieder die Versorgung der Hochalmen. Dazu gehörte auch der Ab- oder Hinuntertransport der Milch, weil nämlich die Käserei in den Stammdörfern erfolgte. Die Herden blieben Juli bis September auf den Alpen. Schließlich ging es über die Zwischenalmen wieder zurück in die Stammdörfer.

Man sieht: Hier handelte es sich um eine besonders ausgeklügelte Almwirtschaft, in der auch die weniger begüterten Bauern ein einigermaßen gutes Auskommen fanden. Natürlich gab es betriebswirtschaftliche Beziehungen zu den wohlhabenderen Bauern der mediterranen Niederungen und zu den Latifundieneignern. Sie wurden durchaus dringend benötigt.

Diese Almwirtschaft, die *Kalíwiawirtschaft*, stellt natürlich eine Almwirtschaft eindeutig mediterraner Prägung dar. Ihre Kennzeichen sind vor allem die mediterranen Winterweiden, die zahlreichen festen Siedlungen und Pferche und schließlich die Käserei, die sich zwischen den Hochalmen und den hochgelegenen Stammdörfern hin- und herbewegte. Aber besonders fallen die großen so entstandenen auffälligen, weil besonders langen, ja und schlauchartig langen Dorfgemarkungen ins Auge des Betrachters. Die Bereiche der Dörfer gehörten unterschiedliche Klimazonen an. So konnten die Entfernungen zwischen der Küstenkaliwia und den Gebirgskaliwia genannten Heimatdörfern an die 50 km reichen. In der griechischen Gemeindegesetzgebung von 1833 / 1834 hat man diese natürlich gewachsenen Verhältnisse ausdrücklich berücksichtigt und ebenso fortexistieren lassen.

Schon vor, doch besonders erst nach 1945, begann sich die Kalíwiawirtschaft stark zu ändern. Grundsätzlich zeigten sich alle griechischen Regierungen bemüht, jede landwirtschaftliche Produktion zu steigern und speziell die agrarische.

Folglich intensivierte man besonders die Wirtschaftsweise der Küstenkalíwia-Siedlungen. Also nahm jetzt gerade deren Einwohnerzahl zu. Man legte Sümpfe trocken, errichtete künstliche Bewässerungsanlagen, gewährte Kredithilfen. Alle Viehzucht entwickelt sich jetzt längst zu einem Nebenerwerb, weshalb die Einwohnerzahlen der Gebirgsdörfer allerdings sinken. Zwei Beispiele mögen dienen, die angegebene Richtung näher zu beschreiben, welche die Untersuchung alsdann verfolgt.

Der Ort *Ano-Wlasía* im Kreis *Káto-Achaia*

Die genannte Ortschaft befindet sich im Nordwest-Peloponnes auf 830 m Höhe. Man besitzt Sommerweiden im *Erímanthos-Gebirge* auf Höhen zwischen 1 800 und 2 000 m. Das Dorf zählte im Jahre 1879 an die 700 Bewohner, doch 1951 befanden sich dort nur 283 Seelen. Im Gegensatz dazu belief sich die Einwohnerzahl der dazugehörigen Küsten-Kalíwiasiedlung, die 1928 eine Anzahl von 72 Menschen erreicht hatte, nun im Jahre 1951 auf beträchtliche 479. Die Tendenz ist deutlich

Das Stammdorf *Káto-Potamía* im Kreis *Kato-Achaia*

Die Gemarkung dieses Stammdorfs umfasst einen Flurbereich von 49 qkm, erstreckt sich jedoch entlang einer Linie von 20 km. Der Ort liegt im nördlichen Peloponnes und befindet sich in 720 m Höhe. Im Jahre 1899, so der Gewährsmann, lebten hier 1 333 Menschen und 1928, als sich bereits die neue staatliche Wirtschaftspolitik auswirkte, war die Einwohnerzahl bereits auf 509 gesunken, und 1951 hielten sich hier nur fünf Menschen auf, allein um, soweit es ging, zukünftig im Ort nach dem Rechten zu sehen. Zum Vergleich die näher zur Küste gelegene Gebirgskalíwia *Kalamías*, die 420 m hoch liegt. Hier entstand nach dem Zweiten Weltkrieg, noch innerhalb derselben Gemarkung in einer Situation von 30 m über den Meeresspiegel die Niederungskalíwia *Polamítikos Jalós* und zwar als neue Gründung. In 1951 lebten dort 31 Menschen. Man begeben sich einmal dorthin und sehe nach, wie viele jetzt sich dort aufhalten, wenn man dafür Interesse hat. Es ginge um die Zahl der Bewohner und nämlich getrennt nach Winter und Sommer.

In letztgenannter Jahreszeit wird man wohl immer mehr Menschen dort sehen, was natürlich mit der fortbestehender örtlichen Kaliwiawirtschaft zusammenhängt. Diese bleibt bestehen, wenn sich auch die Siedlungen verändern und verlegen ebenfalls. Ein Zug der Zeit, der freilich mit der Modernisierung zusammenhängt. Man passt sich an.

Nomadische Formen der Viehwirtschaft in Südosteuropa

Die am meisten bekannte Volksgruppe, welche in Südosteuropa von mediterraner und nomadisch betriebener Viehwirtschaft lebt, ist diejenige der *Aromunen*.

Dass leistungsfähige nomadische Fernweidewirtschaft in den innerasiatischen Kältewüsten existiert, wissen alle aus dem Fernsehen, aber nicht, dass man Ähnliches ebenso in Südosteuropa sieht. Neben den Aromunen leben so die *Sarakatsenen*. Die ersten sind Romanen, letztere zählen zu den hellenischen Volksgruppen und sprechen einen altertümlichen griechischen Dialekt. Mit einiger Sicherheit vermutet man, dass es sich bei den Aromunen um die Nachkommen romanisierter Illyrer handelt, welche dem Druck der als Ackerbauern einziehenden slawischen Völkerschaften zurückwichen, weil sie an ihrer herkömmlichen nomadischen Lebens- und Wirtschaftsweise festhielten. Die Aromunen leben wirken nur als Viehzüchter. Jede ackerbauliche Tätigkeit ist ihnen völlig fremd, scheint ihnen gänzlich zu widerstreben. Ihre Wirtschaftsweise erscheint insofern als spezifisch mediterran, indem sie die Winterweiden in den feuchtwarmen Niederungen Thrakiens und Makedoniens nehmen sowie in den Randgebieten Thessaliens, Attikas und des Peloponnes und ferner überhaupt in allen südosteuropäischen Poljen und Becken. Hauptwirtschaftsgebiete stellten ursprünglich das *Pindosgebirge* und das *Grammosgebirge* dar. Dorthin gingen sie mit ihren Herden zu den Sommerweiden. Aber sie traten und treten ferner noch auf im *Ograder Gebirge*, im *Olymp*, in der *Orce Polje*, in *Südalbanien* sowie im *Rhodope-* und im *Piringebirge*. Die nomadische Weidewirtschaft der beiden genannten BVölkerschaften ist natürlich selten geworden, aber sie existiert noch.

Die nomadische Viehwirtschaft der Aromunen und Sarakatsenen

Die Aromunen, sofern sie tatsächlich noch nomadisch wirtschaften, brechen im April von ihren Winterweiden auf. Zunächst treiben sie die Herden in 300 m bis 700 m hohe Hügellagen, wobei ihnen die Familien in Zeltlagern nachfolgen. In etwa vierzehntäglichem Rhythmus sucht man immer höher gelegene Lagen auf. Auf den Märschen legt man täglich 5 km bis zu 20 km zurück. Für den Trieb benutzt man uralte Triften. Diese können bis 100 m breit sein (damit man die Herden besser überschaute), weshalb die modernen Autostraßen gar nicht selten den alten Wegen folgen. Die insgesamt bis zu den Sommerweiden zurückgelegten Strecken liegen zwischen 100 km bis 200 km. Als längste nomadische Trift ist diejenige von den Küstenebenen des Marmarameeres zum Balkengebirge bekannt. Sie beträgt 350 km. In besonderen Ausnahmefällen gestalteten sich die Triebe einst noch sehr viel länger. Angeblich zogen manche Aromunen früher durch die südrussischen Steppen bis auf die Halbinsel Krim und sogar bis in den Kaukasus. Soviel wird nur ganz selten möglich gewesen sein, etwa dann, wenn sich ergab, dass man im *Kaukasus* und in dessen vorgelagerten mediterranen Ebenen überhaupt jahrelang verweilen konnten, etwa infolge verwandtschaftlicher Beziehungen. Es besteht kein Grund, die Richtigkeit der aromunischen mündlichen Tradition zu bezweifeln.

Jedoch nun bleiben die Herden der Aromunen zumeist auf der Balkanhalbinsel, wenn es in die Gebirge geht. Dort beziehen die Menschen alte Sommerdörfer oder errichten für ihre Familien ähnliche Behausungen neu; letzteres geschieht natürlich dann, wenn man ein Gebiet besömmerte, wo man sich noch nie aufgehalten hatte. Dann bewohnen sie zunächst ihre Zeltstätten. Um die Gruppen herum werden Steinringe hergeschichtet und mit Zweigen überdeckt. Infolge der geringfügigen Sommerniederschläge der überwiegend dem mediterranen Klimatypus angehörenden Gebirgsweiden reichen schlichte Dachbauten völlig aus; man braucht tatsächlich nicht viel mehr.

Das Vieh kommt nachts in ringartige Hegungen aus Steinen. So wird es einfach und doch ziemlich wirksam geschützt.

Ein Exkurs über Bukolisches

Man staunt ja überhaupt, wie einfach und doch nicht unfrei, eher ausgesprochen froh Viehzüchter leben können, was im Prinzip natürlich in ähnlicher Weise für die Almwirte zutrifft, auch für die griechischen, von denen ja der Begriff der bukolischen Freuden und überhaupt der *Bukolik* herrührt.

Zum Hirtenleben gehört ferner das Idyll, und ein idyllisches Leben dürften mediterrane Nomaden noch mehr genossen haben als die Almbauern. Ja, nomadische Dichturfürsten, gewissermaßen die *Kaiser der Hirtendichtung*, erfanden gar die im Hexameter-Vers oft belegte sogenannte *bukolische Zäsur*. Dafür wollen wir ein Beispiel zitieren, um geographische und klassische Bildung einander zuzuführen. Das schadet weder der einen noch der anderen. Für diesen Zweck gibt es unter anderem ja die Historische Geographie, mit welcher eine Sozialgeographie freilich nie viel zu schaffen haben wollte. Nun die bukolische Zäsur: „*Ducite ab monte puellam pastoris / cantate hymeni!*“. Das ist sehr frei nach VERGIL, halt bukolisch. Es geht um die Schäferstündchen, um Hirtenhochzeiten und Hymnen (Hochzeitslieder). Ja, mediterrane Hirtentöchter ließen schon etwas mit sich anfangen, bayerische und schwäbische Hirtmadln wohl im Prinzip genauso und nicht anders.

Man darf den zitierten Vers eine wahrhaft kaiserliche Devise der Bukoliker nennen, welche freilich in Bayern den dortigen Dichter-Kaisern nichts bedeutete (weil sich darunter zu viele Isar-Preußen befanden). Ihnen sind Almen und Almwirtschaft nicht vertraut. Offenbar wissen sie nichts übers freiere Leben der Almenbewohner und Hirten, das sowohl dem Wortsinne nach ein freieres ist als im erweiterten, übertragenen Sinne ein freizügigeres Leben. Man frage sich, ob es dergleichen in den niederdeutschen Marschen, wo ebenfalls tüchtige Viehwirtschaft existiert, auch gibt. Ob man dort genauso etwas von Schäferstunden weiß?

Vielleicht solche eines anderen Stils. Wie bekannt war der junge FICHTE Gänsehirt beziehungsweise Gänsebulle und fiel einem Gutsherren auf, der die Predigt versäumt hatte, weil der Junge fähig war, jenem aus dem Gedächtnis wiederzugeben, was der Pfarrer von der Kanzel herab gesagt hatte. So wurde die Begabung erkannt und die Ausbildung übernommen, von dem hier erwähnten Gutsherren,

Isarpreußen wissen nur mit dümmlichen Gedichtlein etwas anzufangen, von denen eines lautet etwa wie: „*A Hirten-Madl mag' ich nicht, weil's keine runden Wadeln hat.*“ So etwas erfindet eben nur, wer nie Idyllisches, Bukolisches erlebt hat.

Und die Isarschwaben (sie existieren ebenfalls; der Jubilar, dem diese Schrift zueignet, mischte sich zeitweise darunter und war einer von ihnen) assoziieren, spricht man übers Hirtenleben, vorzüglich die alsbaldige Aufnahme von Käsespätzle-Produktion. Sie folgen also ebenfalls nicht gleich den Fürsten der bukolischen Dichtung, sondern eher dem *Allgäuer Käsespätzle-Kaiser*. Dieser ist keine gute Witzfigur. Er würde, existierte er wirklich, nur eine gute Werbefigur für die Milchprodukte der Allgäuer Käsebörse abgeben. Im Hintergrund des Spots erkennt man die *Mädelegabel* und im Vordergrund ein tief dekolliertes junges schwäbisches Dirndl, die Käsespätzle verschmeckende Allgäuer Käsespätzle-Kaiserin, die beim Verschmecken ihrer Käsespätzle offensichtlich allerkaiserlichste Stunden und Freuden in Aussicht verspricht, wahrhaft Verheißungsvolles, indem sie mehrere Male wiederholt: „*Lueget har! Des isch fei' guett keiserli!*“ Und dabei nimmt sie immer neue, fortgesetzt libidinisierende Posen ein, woraus sicher erhellt, dass Schwaben von den bukolischen Idyllen im Prinzip doch viel mehr verstehen als manche Isaranwohner, die über Kühe und Schafsböcke vielleicht nicht mehr wissen, als dass sie große Euter oder Beutel haben (frei nach LUDWIG THOMA).

Aromunen und Sarakatsenen, des weiteren

In den albanisch-makedonischen Gebirgen existieren natürlich auch Siedlungen durchaus bodensteten Charakters, wo sich sommers aromunische Handwerker ebenfalls niederlassen.

Diese im *Pindosgebirge* gelegenen Ortschaften entwickeln sich während der Saison gewissermaßen zu Kleinstädten. So befanden sich in der *Samarina* 1890 sommers 3 000 Menschen auf.

Das ist inzwischen ganz anders geworden. So weilten, wie ein Gewährsmann berichtet, ein Student, unser vorzüglicher Gewährsmann, der 1960 dorthin reiste, um die Verhältnisse zu studieren, nur vier Wächter in den Häusern auf. Sie erwarteten für den Sommer immerhin noch 500 Menschen.

In der Oktobermitte verlassen die beschriebenen Aromunen, wenn sie überhaupt dort eingezogen sind und nicht nach ihrem Herkommen ohne jede Unterbrechung nomadisieren, diese Sommerdörfer und begeben sich zu den Winterweidegebieten der mediterranen Niederungen. Dort pachten sie Land und errichten bodenvage Behausungen, improvisierte Hütten oder Zeltähnliches, unter anderen aus Ruten, Binsen und Stroh. Diese Gebäude stehen meist in kleinen Siedlungen zusammen, die in Wohn- und Viehbezirke aufgeteilt sind. Die Wohnhütten wurden im Halbkreis zueinander errichtet und sind mit Flechtwerk unter sich verbunden. Darin werden Hühner und Puten gehalten, wovon sie nicht auskommen. Dagegen bleibt das Herdenvieh tagsüber auf dem Brachfeld innerhalb beweglicher Hürden aus Zweigen und Schilf, die wöchentlich weitergerückt werden. So erreicht man einigermaßen gleichmäßige Bodendüngung. Auch die soeben beschriebenen Winterdörfer werden von den südosteuropäischen Nomaden-Viehzüchtern keineswegs regelmäßig aufgesucht. Man verweilt dort, wo es einem am besten geht.

Merkmale südosteuropäisch-mediterraner nomadischer Fernweidewirtschaft

Wir sahen, es handelt sich bei der Fernweidewirtschaft der südosteuropäischen Aromunen um nomadische Viehwirtschaft handelt. Folgende Kriterien haben uns dazu veranlasst: Die Aromunen besitzen kein eigenes Land, keine eigenen Weiden, nur Weiderechte, die sie mittels Hinzupacht anderer Weidengründe ergänzen. Natürlich fällt jedem Geographen sofort ins Auge, dass den Aromunen keine bodenfeste Wohnsitze eignen.

Sie legen nur bodenvage Siedlungen an. Und eine Feldwirtschaft wird von ihnen überhaupt nicht betrieben. Stattdessen betreiben sie Säumerei, also den langsamen Warentransport in Gebirgsdörfer, auch über Ländergrenzen hinweg, und zwar auf Tieren, besonders auf Eseln, die bei den Herden mitziehen. Das typische Saumtier ist der Esel, nicht das Pferd.

Grundsätzlich stimmt es natürlich, dass der Nomadismus in Südosteuropa sich nicht nur im Rückzug befindlich, sondern überhaupt bereits stark geschwunden ist. Einen neuen wirtschaftlichen Anstoß ergab sich zuallererst aus der Säumerei. Folglich treiben die früheren Nomaden jetzt oft Handel oder führen Übernachtungsheime für Hirtenfamilien, die noch unterwegs sind (weshalb man durchaus von „*Karawansereien*“ sprechen kann). Besonders Gewiefte stiegen ins moderne Transportwesen ein, fahren schwere Trucks oder haben gar eigene Speditionen auf die Beine gestellt. Man muss sich anpassen, mit der Zeit gehen, will Erfolg haben. Und von den Sarakatsanen heißt es, dass sie eher zur Almwirtschaft übergehen, das Transportgewerbe weniger im Sinne haben.

Damit sind jedoch noch nicht einmal die Gründe genannt, welche das Schwinden auslösten und fortbewirkten. Davon soll weiters ebenfalls die Rede sein. Zunächst einmal hat die nach den Balkankriegen von 1912/1913 erfolgte Festlegung von Staatsgrenzen die Züge oder Wanderungen aus Innermakedonien in Richtung Adria ziemlich unterbunden. Gleichermäßen erschwert war es nun, von den innerbulgarischen Hochweiden aus an die ägäische Küste zu gehen. Dann intensivierten die Regierungen die Agrarwirtschaft und förderte vor allem den Ackerbau. In Griechenland wurden in den nach 1918 erfolgten Bodenreformen die vormals türkischen Latifundien zerschlagen. So ging viel Land an die griechischen Flüchtlinge oder Umsiedler aus der Türkei. Man musste insgesamt 1,5 Millionen Menschen ansiedeln. In der Tat wurde so auch die gesamte Ackerfläche erweitert. Unabhängig davon geschah weiteres Mögliche, was den Ackerbau zu intensivieren sich eignete.

Natürlich kam Soziologisches hinzu. Die aus Nomadenfamilien stammenden Junghirten mussten Wehrdienst leisten.

Während dieser Zeit lernten sie das Leben in festen Unterkünften kennen und natürlich dessen Vorzüge zu schätzen, etwa die Elektrizität und die elektrischen Geräte beziehungsweise deren zahlreiche Nutzenwendungen, die ein bequemes modernes Leben ermöglichen. Und die historischen Gründe, welche eine nomadische Viehwirtschaft aufkommen ließen, lagen nicht mehr vor. Vor allem waren die politisch und militärisch an sich stärkeren Ackerbauer-Völkerschaften von nun an nicht mehr fähig, die Hirtenvölker schlicht zurückzuverdrängen. Denn die südosteuropäischen Staaten haben sich konsolidiert und in ihrem Staatsgebiet Rechtssicherheit und -gleichheit geschaffen, jedenfalls mehr als nur im Prinzip.

Freilich ist der Gegensatz zwischen den Nationalitäten immer noch stark. Aber er bewirkt keinen Nomadismus. Übrigens wuchs überall der Steuerdruck, eine Erscheinung, welche die Agileren ermunterte, sich nach ertragreicheren Wirtschaftsformen umzusehen und diese zu übernehmen. Eines kam zum anderen. Folglich spielt der Nomadismus nun keine irgendwie oder irgendwo bedeutsame Rolle mehr. Wer durchs Land reist, merkt nichts davon. Natürlich kann man sich täuschen. Also ist es besser, sich vorläufig nicht weiter in geographischer Absicht über das Thema zu äußern, solange nicht neuere Fakten und Erkenntnisse vorliegen. Denn zum wahren Wesen der Geographie gehört die Analyse des Augenscheins.

Transhumance

Was versteht man unter Transhumance? Wir kommen zu einer dritten Form der Fernweidewirtschaft. Inwiefern unterscheidet sie sich von nomadischer Viehzüchtereier? Soziologische Datenhuberei ist doch vor allem eine Angelegenheit der Werbebranche. Das wurde oft übersehen und deshalb das magere Niveau.

Während in der letztgenannten Wirtschaftsweise das Vieh niemals an bestimmten Orten dauerhaft unterkommt, verhält es sich im Falle der Transhumance dergestalt, dass die Tiere nicht Nomaden gehören, sondern Ackerbauern, die ihr gesamtes landwirtschaftliches Jahr immer allein an ein- und demselben Ort verbringen, nämlich nur auf ihrem eigenen Gehöft.

Stattdessen werden Weidegang und Pflege des Viehs gedungenen Hirten anvertraut. Diese führen nach der Schneeschmelze ganze und große Herden aus den mediterranen Regionen in die Gebirgsregionen. Dort verbringen die Herden das Sommerhalbjahr. Die aufgesuchten Weidegebiete können bis 20 Tageswanderungen von den Dörfern entfernt liegen. Der Anmarsch ist manchmal noch länger. Zwischen der Viehwirtschaft und dem Ackerbau besteht kein notwendiger Zusammenhang wie in der Almwirtschaft. Ja, manchmal entstehen sogar Konflikte zwischen den Viehhaltern und deren Hirten. Etwa wenn die durchziehenden Tiere Flurschäden anrichten. Solche Schädigungen treten auf, wo es die Transhumance gibt

Die wichtigsten Merkmale der Transhumance

Man kann nicht sagen, dass Transhumance dort, wo man sie betreibt, wegen der spezifischen am Platze gegebenen Gründen unbedingt nötig wäre. Vielmehr könnte es in solchen Regionen genau so gut die intensivere Almwirtschaft sein, der man sich widmete. Beide Formen der Fernweidewirtschaft können unabhängig voneinander am demselben Ort und zu derselben Zeit auftreten, sofern das Weideland ausreicht.

Wann betreibt man also eine transhumante Viehwirtschaft? Das geschieht, wo intensivere Formen der Landwirtschaft keine Arbeitskräfte freimachen können. Oder wenn die in der Nähe liegenden Almen bereits anderen Eignern gehören. Und ferner wenn die Sommerweiden von den Heimatdörfern derart weit entfernt liegen, dass sich die agrarischen Flächen nicht unter gemeinsamen Oberleitung bewirtschaften lassen. Vielmehr muss man die Weidewirtschaft an die dafür besonders zuständigen Leute delegieren, die sich mit der Pflege der vielen fremden Tiere ihren Lebensunterhalt verdienen. Für diejenigen, die so arbeiten, existiert keine besondere Bezeichnung. Am besten ist es, man spricht von Fernweide-Schäfern. Natürlich trifft die Bezeichnung der transhumanten Schäferei den Sachverhalt genau so richtig und treffend sprechen. Natürlich handelt es sich um Fernweidewirtschaft und darum geht es in der vorliegenden Abhandlung.

Formen der Transhumance

Betrachtet wir die Arten, wie die Transhumance in Südosteuropa und ansonsten noch in anderen erheblich von mediterranem Klimaeinfluss geprägten südeuropäischen oder entsprechenden überseeischen Regionen betrieben wird. Dann liegt es nahe, die einzelnen Arten danach zu klassifizieren, in welcher geographischen Situation die zu bestimmten Jahreszeiten genutzten Weideflächen sich zum Heimgut befinden.

Bei einer solchen Einteilung kann man sich auf die orographische Relationen beschränken. Denn die Sachverhalte sind ganz einfach erkennbar und sehr leicht zu verstehen und zu deuten. Letzteres kann deshalb in aller Kürze erfolgen.

„Aufsteigende“ Transhumance

Wenn die Viehalter in einem Gebirgsvorland ansässig sind und die Viehherden den Sommer auf den Gebirgsmatten verbringen, wegen der dortigen Sommerregenfälle, spricht man von *„aufsteigender“* Transhumance.

„Absteigende“ Transhumance

Liegt das umgekehrte Kriterium vor, nämlich dass Gebirgsbewohner die Weidetiere wegen einer wärmeren Winterregenperiode woandershin in mediterrane Niederungen schicken, reden wir von *„absteigender“* Transhumance.

„Hibernale“ Transhumance

Eine dritte Art von Fernweidewirtschaft liegt vor, wenn sich Herden übers Winterhalbjahr in den höheren Lagen befinden und das tiefere Land im Sommer aufsuchen. Diese Bewegung ist klimatisch nötig, je näher man an den Äquator rückt. Dort erscheint der Wechsel der Jahreszeiten als Ablauf von Regen- und Trockenzeiten. Aus dem mediterranen beziehungsweise subtropischen Gebieten kennen wir die winterliche Regenzeit. Kommt man in die äußeren Tropen, gibt es die im Sommer auftretenden Zenitalregen, während der Winter trockenbleibt. Und gelangt man nochmals weiter südlich, verhält es sich so, dass gar zwei Regenzeiten und zwei Trockenzeiten auftreten.

Die Regenzeiten hängen natürlich mit dem jeweiligen Sonnenhöchststand zusammen, weswegen sich in den einzelnen Breitenlagen höchst unterschiedliche Regenzeiten ausbilden, wobei die Windsysteme und die Verteilung von Land- und Wasserflächen eine weitere Differenzierung hervorrufen und besorgen.

Und auf der Südhalbkugel der Erde verhält sich alles gewissermaßen spiegelbildlich entgegengesetzt, was sich natürlich auf die jeweilige Weidewirtschaft auswirkt. Deren Ausprägung resultiert überall besonders aus den klimatischen Verhältnissen (und aus den orographischen). Jeder wird das nun leicht verstehen. Insbesondere dort, wo die Weideflächen knapp sind, also in wüstenhaften Gebieten, muss alle Viehwirtschaft sich an den noch nutzbaren Jahreszeiten orientieren

Exkurs über geographische Kausalitäten

Soweit weg südlich, auf die Südhalbkugel, können wir uns nicht verziehen. Es geht nur um Deutung des Prinzips. Wir suchen ja nach den grundlegenden und allgemeingültigen Kausalitäten.

Und wir glauben, dass man es lange vernachlässigt hat, im Fach Geographie das auf den ganzen Globus und auf dessen einzelne Großräume bezogene kausale Denken zu lehren. Bereits das Schulfach muss solche Analysen einüben. Denn für eine Weltverständnis ist es nötig, das Zusammen-Greifen der unterschiedlichen natürlichen Grundlagen zu verstehen, das Zusammenspiel der Geofaktoren, wie man früher sagte. Es reicht nicht hin, sich allein damit abzugeben, alles, was man auf der Erdoberfläche sieht, im Hinblick auf dessen angebliche soziale Relevanz zuzusprechen (oder nicht), selbst wenn diese ziemlich banal ist, und wegzulassen, wo man nichts dergleichen erkennt. All das wäre viel zu wenig. An den Schulen, doch auch anderswo, hat man sich zu lange einer sozialen Welle angehängt, um Einfaches, und, wie schon gesagt, gar nur Banales zu lehren und so einer Vereinfachung stattzugeben, welche sich jeder Art von Leistungsbeurteilung scheinbar glücklich mitteilt, indem die Teilnehmer formal erfreuliche Resultate erzielen, weil es sich um Grunde nur um Interpolierungen beziehungsweise, ja manchmal um Fälschungen handelt.

Diese Zustände wirken sich auf die jetzige allgemeine Lese- und Denkfähigkeit nur Schaden bringend aus und nicht anders. Aber davon ist wieder wegzukommen. Nur wer die Systeme wenigstens ein bisschen kennt, wird die Dinge einordnen und sich so auf die Problemlösungen hin orientieren können, sonst verstehen die Jüngeren nicht einmal Zeitungsartikel mehr. Wer dergleichen nicht erlernt, dessen Lesekompetenzen entwickeln sich leider höchst mäßig, und wer in all seiner Zeit fachlich, didaktisch und pädagogisch nur Fragliches propagiert, fördert nicht, sondern benachteiligt die ihm anvertrauten Schüler. Erst seit Pisa (an dessen Ergebnissen Vieles auch fragwürdig ist, nämlich weil daran auch eine sozialistische Internationale mit strickt, welche die Ergebnisse stark weltanschaulich einfärbt. Aber manches stimmt doch und wir müssen zur Kenntnis nehmen, dass die in unseren Schulen erzielten Ergebnisse teils unerfreulich sind. Nun gibt man sich überrascht. Es war bekannt, Fachleuten, anderen, die den Mumpitz durchschauten.

Bei alledem handelt es sich nicht einmal um eine sehr komplexe Problematik. Thema, Platz und Zeit reichen hier und jetzt nicht hin, dazu mehr vorzubringen. Deshalb zurück zum engeren Anliegen. Also wieder zurück nach Südosteuropa. Wir betrachten dort ein Beispiel der „*hibernalen Transhumance*“.

„*Hibernale*“ Transhumance in Montenegro

Im Mittelmeerraum beziehungsweise in Südost-Europa können spezifische Ursachen der hibernalen Transhumance nochmals modifizieren. Denn dort kommen weitere Kausalitäten hinzu. Als Beispiel das *westliche Montenegro*.

Dort zwingt die Trockenheit des Karstes, im Sommer den Aufenthalt der Herden im Gebirge plötzlich abubrechen. Dann begibt man sich, ist der Wassertiefststand eingetreten, nach unten in Becken und Poljen. Später setzt man den Abstieg ins mediterrane Tiefland fort, wenn die Winterregen einsetzen.

Diese Transhumance kann sowohl eine aufsteigende als auch eine absteigende sein. Denn die transhumanten Hirten übernehmen die Tiere aus allen drei genannten Regionen, zu denen ihre Strecken gehören. Treiben sie eigenes Vieh mit,

liegen ferner Entsprechungen zu Almwirtschaft beziehungsweise zur Viehwirtschaft der Nomaden vor, was jeweils davon abhängt, ob feste Wohnplätze existieren und wo.

„Kleine“ Transhumance

Gestattet es die örtliche oder regionale Gunst des mediterranen Klimas, dass ein gedungener Hirte die ihm anvertrauten Tiere während des Sommers im Gebirge und während des Winters in den Gebirgstälern weiden lässt, kann man von einer „kleinen“ Transhumance sprechen, da auf der Wanderung nur kurze Strecken zurückgelegt werden müssen. Solche Fernweidewirtschaft gibt es in den französischen Seealpen ebenfalls.

Und ganz entsprechend ziehen spanische Herden, die in den spanischen Pyrenäen überwintert haben, im Sommer auf die französische Nordseite des Gebirges, weil diese dann von der Biskaya her Niederschläge empfängt. Diese können recht stark ausfallen, denn die genannte See ist oft recht stürmisch. In die umgekehrte Richtung, also wegen der Überwinterung auf der Südseite der Pyrenäen nehmen die Hirten französische Tiere mit. Infolge der gemeinsamen baskischen Sprache ist die Verständigung zwischen Hirten und Bauern überhaupt nicht schwierig. Für diese Transhumance existieren gar besondere Grenz- und Zollverträge zwischen Spanien und Frankreich.

„Gemischte“ Transhumance

Gar nicht selten zwingen neuere betriebswirtschaftliche Gründe und nicht das örtliche Klima dazu, dass man das sommerliche Weidevieh im Winter einstellen muss. Denn das Weideland schrumpft, eine Folge der intensiver entwickelten Agrarwirtschaft. Folglich ist der Viehhalter gezwungen, Tierfutter zu produzieren. Das geschieht im Feldbau. Die Hinzufütterung mag sowohl auf den Winter- als auch auf den Sommerweiden geschehen. Sie kann seitens der Hirten (mit angeliefertem Futter) erfolgen. Oder die Bauern besorgen sie selbst (vor allem auf den Winterweiden). Es handelt sich um eine Entwicklung, die bereits 1900 einsetzte, im gesamten Mittelmeerraum und zwar immer dort, wo man intensiver wirtschaftet als einst.

So lässt sich ferner feststellen, dass die Transhumance oft in Almwirtschaft übergeht. Aber sie wird niemals ganz verschwinden. Denn die Viehhalter besitzen entfernt gelegene Weiderechte, die persönlich zu nutzen ihnen unmöglich ist. Also beauftragt man damit die gedungenen Wanderhirten, welche die Tiere für Lohn übernehmen und hüten.

Um darzustellen, wie differenziert sich die transhumante Fernweidewirtschaft in den europäischen Mittelmeerländern beziehungsweise in deren mediterranen Klimagebieten entwickelt hat, bleiben wir in Südosteuropa, nämlich um dort die nördlich *Dubrovnik* gelegene *Humina* aufzusuchen, ein Küstengebirge, wo es weiterhin viel Transhumance gibt. Erst später begeben wir uns nurmehr in die westliche Richtung, um über die Fernweidewirtschaft mehr abzugrasen. Es reicht noch nicht. Und dann wollen wir noch einen Blick nach Übersee werfen, auf modernere und gesteigert rentable Verhältnisse.

Südosteuropäische Transhumance in der Humina

Natürlich schwindet die Transhumance auch in Südosteuropa. Sofern es nicht geschieht, erkennt man doch den Strukturwandel ganz deutlich. Freilich wird die alte Transhumance niemals ganz verschwinden und nirgends im Mittelmeerraum.

Im dinarischen Bereich haben die Bauern ebenfalls die Feldwirtschaft, den Agrikultur stark intensiviert, besonders den Tabak-, Mais- und Getreidebau. Aus diesem Grunde wurden die vorhandenen Angebote guter Weideflächen ununterbrochen vergrößert. Stattdessen ist der spezifische, für transhumanten Viehzucht noch taugliche Boden mehr entfremdet, oder bildlich gesprochen, den Tieren unter den Läufen weggezogen worden. Andererseits ermöglichten es neue Wirtschaftsweisen, mehr Vieh im Stall zu halten als bisher. Es handelt sich um eine Entwicklung, die sich infolge grundsätzlicher klimatischer Kausalitäten und wegen verschiedener ökonomischer Interdependenzen dort grundsätzlich so vollziehen musste, weil es nicht anders ging. Dergleichen Erscheinungen geographisch zu deuten lohnt immer und überall auf der Welt.

In der nördlich *Dubrovnik* befindlichen *Humina*, einem nordöstlich-südwestlich streichenden Küstengebirge, wird sich die konventionelle Transhumance durchaus noch länger halten. Denn hier sind nicht einzeln gedungene Hirten die Träger der Fernweidewirtschaft, sondern zumeist gesamte Familien. Dort vollzieht sich die Transhumance gewissermaßen in Familienbetrieben. Die Hirten siedeln in den Übergangszonen zum subalpinen Bereich, besonders im Karsthügelland der niederen *Humina*, und deren Vieh weidet im Winterhalbjahr in der Umgebung der dortigen Bergdörfer. Dann im April, nehmen die Hirten anderes Vieh, das der in den dortigen mediterranen Niederungen lebenden Bauern an und treiben alles zusammen, Fremd- und Eigenvieh, wenn die Weiden der niederen *Humina* erschöpft sind, über Zwischenweide hinein ins Gebirge.

Dabei verhält es sich keineswegs so, dass die auf transhumante Viehzucht eingerichteten Familienbetriebe pro Dorf nur ein für sie ganz allein bestimmtes Gebirgsareal bevorzugen. Vielmehr bestoßen die östlich der *Humina* um *Mostar* herum lebenden Hirten ganz unterschiedliche Weiden von *Velez*, *Crvaj*, *Prenj* und *Curinica*. Die Familien werden mitgenommen; Trosse von Saumpferden folgen. Natürlich hat man heute auch Kraftfahrzeuge, Gelände-Pick-Ups oder den österreichischen hochgebirgsspezifischen *Haflinger* (nicht die Kleinpferde, sondern Kraftkarren oder Kleintrucks).

Die Hirten etwa aus dem 35 km südwestlich von *Mostar* gelegenen *Ljubuski* bringen eigenes und Kostvieh (zur Weide übernommenes Vieh) von Ackerbauern der *Humina*-Dörfer in die *Ljubuscha-Planina*. Denn hier besitzen die genannten Dörfer schon seit türkischer Zeit Sommerweide-Rechte und ferner dazu Sennereistätten. Nachdem in kommunistischer Zeit hier Staatsgüter entstanden waren, fielen diese Weiden weg. Doch es gelang sich neu einzurichten, sodass die genannten Hirten nun in die *Bare-Konjsk*, in die *Visisica* und in die *Planina* von *Rivovac-Dragajice* hintrieben. Wie unter anderem die mitgeführten Saumpferde beweisen, stehen die in den genannten Gebieten übliche Form der Transhumance auch in einer gewisser Nähe zur nomadischen Wirtschaftweise und Existenz.

Denn Familien und Hausrat gehen mit: Man befasst sich nicht mit Ackerbau, hält auch Vieh für den eigenen Gewinn und verdingt sich nicht nur. Dagegen führen echte Nomaden niemals fremdes Vieh mit. Die zuletzt beschriebene Weidewirtschaft bedeutet nicht einmal so sehr eine Art der Transhumanz, sondern eher eine Art von Almwirtschaft. Unterschiedlichste ineinander übergehende Spielarten von Weidewirtschaftsformen existieren im mediterranem Raum überall. Nun westlich, jenseits der Adria. Und in Übersee weiters viele andere.

Transhumance in Italien

Wir gehen wieder von den natürlichen Grundlagen aus. Auch in Italien wird die transhumante Fernweidewirtschaft vor allem wegen der orographischen und klimatischen Gegensätzlichkeiten ausgeübt. Beide befinden sich interdependent im Zusammenhang. Sie bestehen zwischen inneritalienischen Gebirgen, zum Beispiel zwischen dem (ziemlich hohen) *Appennin* und den vorgelagerten Ebenen wie *Toskana*, *Maremmen*, *Kampanien* und *Apulien*, nur um die wichtigsten zu nennen.

Dazu treten historische Gründe. Verfall der antiken Intensivwirtschaft, das auf die Punischen Kriege folgende Latifundiensystem begünstigte die Fernweidewirtschaft und zwar in sehr vielen Fällen. Dann, im Mittelalter, verboten die über Unteritalien herrschenden normannischen Könige in ihren Domänen gar den Ackerbau, weil man in den königlichen Städten aus der Wolle die weithin verhandelten Tuche erzeugte. Es war die Viehhaltung, welche der Krone Sizilien das viele Gold in die Kasse spülte. Jedenfalls gewann man daran vielmehr, als die schmalen von Ackerbauern eingehenden Abgaben je eingebracht hätten. Aber nicht die Viehzucht an und für sich, wie oft verlautet, warf das große Geld ab, sondern eigentlich die an die Viehzucht anknüpfende Stadtwirtschaft mit deren Textilienherzeugung. Italien ist ja immer Städteland gewesen, was man nicht bemerkt, wenn man nur die großen Städte *Mailand*, *Bologna*, *Florenz*, *Rom* und *Neapel* besucht und nicht ebenso in die zahlreich vorhandenen wunderbaren im Landesinneren immer gutgeschützt gelegenen kleineren Bergstädte hineingeht.

Dort ist gar nicht so sehr die mediterrane (pastorale) Idyllyk zuhause, sondern urbanere Atmosphäre und immer noch sehr viel Kunst. Jeder Besuch lohnt.

Nach 1900 gab es in Italien neue Agrargesetze, welche dazu führten, dass die traditionelle mediterrane Fernweidewirtschaft eingeschränkt und stattdessen der Feldbau ausgeweitet und intensiviert wurde. Aber dies geschah derart, dass sich dennoch die Herden vergrößerten, eine Folge der gesteigerten Futtermittelproduktion. Soweit es die örtlichen Verhältnisse ermöglichten, ging man zur Almwirtschaft über. Jedoch im gebirgigen Landesinneren existieren noch immer viele Gebirgsweiden, die eben nur für die Viehzucht taugen. Also treiben gedungene Hirten große Herden im Sommer auf diese Weiden und zwar dergestalt, dass Fernweide- und Agrarwirtschaftsweisen ineinander übergehen. Weiterhin existieren reine Transhumance, mittels Winterfütterung ergänzte Transhumance und almwirtschaftlich geprägte Fernweidewirtschaft. Besonders die sehr intensiven Viehökonomien um den *Golf von Genua* herum verdienten einmal eine besondere Betrachtung, weil der Apennin dort sehr steil und hoch aufsteigt, geradezu schroff, dass man sich in Hochgebirge wähnt und wunderbare Ausblicke genießen mag. Kreuzfahrten dort im Wohnmobil sind wegen der schönen und eindrucksvollen Landschaften äußerst genussreich und erholsam. Dagegen bedeutet der inzwischen längst überteuerte Adria-Massentourismus eine Flachheit. Also auf in den Hohen Apennin! Zudem ist die italienische Riviera ist nahe! Die Höhe und die Steilheit des Gebirges erinnern an norwegische Fjorde, doch bedeuten die Weite und die Helligkeit des Golfes eben Mittelmeer-Atmosphäre.

Doch nun wieder die Viehhalter. Nicht die Bauern des Küstenlands, sondern auch diejenigen von der südöstlichen Poebene beschicken den hohen Apennin. Überhaupt sind die Verhältnisse in den italienischen Gebirgen geographisch einigermaßen unbekannt. Denn in Italien gibt es soviel anderes, das auch Geographen anzieht, sodass die inneren montanen Regionen rechte eigentlich zu kurz kommen. Und die Hollywood-Filme, sofern sie in dem gebirgigen Südtalien handeln,

beschäftigen sich leider zu sehr mit der Mafia, nicht mit den eigentlichen Lebensgrundlagen der Bewohner. Wie schade!

In *Apulien* (es ist das heute das am dichtesten besiedelten Ackerland Italiens und den Historikern als Heimat des *puer Apuliae* bekannt), verfrachtet man heute im Sommer große Herden mit der Bahn ins Gebirge und besömmert damit von den Endstationen aus die gebirgigen Hochweiden. In der Poebene hat die Kleinvieh-Haltung dermaßen zugenommen, dass es manchen aus dem südlichen Alpenvorland stammenden Kräften lohnt, als Hirten und mit den ihnen anvertrauten Herden entlang des *Comer Sees* ins *Engadin* zu ziehen. – So zeigen also gerade italienische Verhältnisse, dass intensive Agrarwirtschaft die Transhumance eher ergänzt als verdrängt.

Transhumance in Spanien

Spanien ist nicht allein klassisches Land des Weins, des Tanzes und der Gesänge, sondern ebenso auch der Transhumance. Weil die nördlichen Gebirge hier im Sommer *Biskaya*-Niederschläge empfangen, ziehen jährlich große Herden aus dem Süden durchs ganze Land nach Norden. Dabei werden nicht selten mehr als 500 km zurückgelegt. So weicht man mittels Fernweidewirtschaft der vier Monate dauernden Dürrezeit aus.

Wer nun die Grundlagen kennt und geographisch kombiniert, entnimmt einer einfachen physischen Karte, wie die einzelnen Wanderungen verlaufen, verlaufen müssen.

Wegstrecken der spanischen transhumanten Fernweidewirtschaft

So zeichnen sich die nachfolgend aufgezählten *vias pecarias* ganz leicht erkennbar ab: Die Herden beziehen die an den Flüssen *Tejo*, *Guadiana*, und *Guadalquivir* gelegenen Winterweiden, durchziehen dann *Altkastilien* und begeben sich schließlich ins *Kantabrische Gebirge*. Eine andere Wadestrecke ist diejenige aus *Andalusien* zu den Sommerweiden der *Sierra Nevada*, eine für die spanischen Verhältnisse eher kurze Entfernung. Oder man verlässt Neukastilien über den Sommer und sucht das *Iberische Randgebirge* auf.

Um kürzere Triften handelt es sich ferner bei denjenigen, welche von *Valencia* ausgehen und zu den Sommerweiden führen, die in der *Sierra Cuenca* beziehungsweise im Bergland der *Murcia* liegen.

Und natürlich gibt es in Spanien den Bahntransport des Viehs ebenfalls. Er erfolgt im Falle derjenigen Tiere, die von der *Ebroebene* aus in die *Pyrenäen* kommen müssen.

Ältere und neuere Entwicklung der spanischen Transhumance

Natürlich hat das spätantike Latifundiensystem in Spanien ebenfalls das Aufkommen der dortigen Transhumance begünstigt. Am Anfang bedeutete sie dort (ganz anders als in Italien) die wichtigste Wirtschaftsform der in die nördlichen Randgebiete der Iberischen Halbinsel zurückgedrängten Christen, welche von den seit der Antike vorhandenen und kultivierten nun arabisch gewordenen Latifundien ausweichen mussten. Mauren führten der Feldbau fort und brachten ihn ihren ausgeklügelten Bewässerungstechniken auf einen hohen Stand.

Erst als die Mauren zurückgedrängt waren, ergab sich Ähnliches wie in Unteritalien. Die Krone, besonders *Alfons XI. von Kastilien* gewährte im Jahre 1347 den dortigen Viehzüchtern wichtige Privilegien, auf deren sich ein neues Recht ausbreitete, nämlich dasjenige der „*mesta*“. So kam es in Spanien, dass man den Viehhaltern überall das Weiderecht gewährte, wo es niemanden gab, der vorhandenen Boden entweder für Acker- oder Gartenbau oder für den Futterbau nutzte. Nur transhumante Hirten durften die großen Weidewege, die langen Triftstrecken benutzen. Überdies wurden sie von sonstigen Abgaben befreit, wenn sie eine im Steuerakkord mit ihr vereinbarte mäßige Summe entrichteten, was sehr reizte. Offenbar setzte man auch in Kastilien auf zukünftige Tuchproduktion und deren Vertrieb. Außerdem hätte niemand die großen Herden zählen können, die Spanien durchzogen und deren Standorte man nicht genau kannte, genau so wenig wie die Vieheigner ja selbst wussten, erschienen die Steuereinnehmer, wo das weggezogene Herdenvieh gerade stand.

Die Transhumance entwickelte sich in Spanien dermaßen stark, dass es die Hirten wagen konnten, die ihnen anvertrauten Tiere rücksichtslos gar über Kulturland zu bewegen. Einerseits ergaben sich so zahlreiche innere Konflikte, welche die Krone niemals zu schlichten fähig war, andererseits entstanden so ganze Landstriche, in denen der Ackerbau verfiel. Infolge Waldweide gingen die Wälder zugrunde. Gutes Ackerland versumpfte und zwar teilweise deshalb, weil die Landwirtschaft nicht mehr die Kraft aufbrachte, die arabische künstliche Bewässerung fortzusetzen, in Gang zu halten. Schließlich entstanden gar malariaverseuchte Gebiete. So verwundert es nicht, dass viele Bauern in die Kolonien wegdrängten, wo sich ganz rasch eine neue Landwirtschaft entwickelte, freilich auch neue Latifundien. Spanien bezog von dort nicht nur Gold, sondern Frucht ebenso.

Von 1482 liegt die Schätzung vor, dass damals 2,7 Millionen Stück Vieh im Mutterland gehalten wurden. Doch früher als anderswo wurde in Spanien geneuert. Im Jahre 1837 setzte man die traditionelle *mesta* außer Kraft. Im Jahre 1891 war der spanische Viehbestand auf 1,35 Millionen Stück Vieh gesunken. Das bedeutete natürlich noch keine grundsätzliche Verbesserung der aufgelaufenen schlechten Verhältnisse. Eine solche setzte erst ein, als man auch in Spanien begann, den Umfang des Weidelandes zu mindern, die Böden zu meliorisieren und all das in die Wege zu leiten, was die modernen Agrarwissenschaften lehrten. Nun vergrößerte sich der Schafbestand wieder, nämlich infolge künstlicher Bewässerung und Futtermittelanbau, sodass man im Jahre 1910 in Spanien 13,3 Millionen Schafe zählte und 1934 sogar 19 Millionen; eine insgesamt staunenswerte Entwicklung. Die Intensivwirtschaft hat dazu geführt, dass die Transhumance aus den regenreicheren Provinzen *Gallicien* und *Navarra* ganz verschwunden ist. Denn hier behalten alle Bauern ihr Vieh nun ganzjährig im Tiefland. Oder sie gehen zur Almwirtschaft über. Es ist die gleiche Entwicklung wie in allen europäischen Mittelmeergebieten. Intensive Landwirtschaft steigerte sowohl die Ergebnisse des Feldbaus als auch der Viehhaltung und der Veredelungsproduktion.

Die Fernweidewirtschaft strukturiert sich neu, doch sie verschwindet nicht, im Gegenteil. Die Transhumance lässt nach, jedoch niemals ganz, weil es immer Gebirgszonen gibt, die sich wirtschaftlich nicht anders nutzen lassen. Neue, ganz grundsätzliche Veränderungen können sich vielleicht ergeben, sollte man Konkurrenz aus den afrikanischen Mittelmeerländern oder von woanders auf den europäischen Markt zulassen.

Exkurs über geographisch-globales Wertdenken

Lobbyisten werden das verhindern. Aber die Rechts- und Sozialverhältnisse müssen sich ändern. Man will keine Änderungen, nicht für die europäische Ökonomie, besonders nicht für die Industrie. Einerseits predigt man eine Globalisierung der Warenproduktion, doch im Gegensatz dazu bewahrt man die Konkurrenz unterschiedlicher rechtlicher und sozialer Sphären. Besonders in der Landwirtschaft wird gebremst. Hier kann von Globalisierung keine Rede sein. Das alles kann nicht gutgehen, nie und nimmer. Zu viele Widersprüche! Die europäischen Volkswirtschaften versagen. Und Deutschland führt an. Es folgt dem von einer New Economy als solchen ausgegebenen Fortschrittsgedanken offensichtlich am meisten. Schon lacht man über die Deutschen. Ihre Regierungen sind auf die neuen Lehren am stärksten hereingefallen, haben sie übernommen und propagiert, weil ihnen nichts Neues einfiel. Hätte man sich doch mehr bemüht und von vorneherein alle geographischen Konditionen, Kausalitäten und Interdependenzen überdacht! Eine neue kausalistisch, interdependent und chorographisch denkende Wirtschafts-, Rechts- und neue Sozialgeographie hilft, der Unkenntnis entgegenzuwirken. Kein allgemein gehaltenes Sozialgewächsbreiten! Die Schulen mögen beitragen.

Freilich muss man streng kausales Denken erst wieder revitalisieren, sodann fördern und schließlich auch abfordern. Es geht, in der Geographie. Man beginnt mit einfachen Beispielen, wie für Europa am Paradigma der mediterranen Fernweidewirtschaft ersichtlich. Man gelange zu einer Geographie von Großräumen, welche die nicht vielen Menschen nützenden Inwertsetzungen (?) eines New-Economy-Denkens ablehnt.

Zumal sich inzwischen (2009) sehr viel davon als ein ausgesprochenen Schwindel herausgestellt hat. Von den Banken betrieben! Stattdessen sind die neuaufgekommenen ökonomischen Globalitäten zu untersuchen, kritisch. Dann vermag sie beizutragen, Wirtschafts- und Gesellschaftsräume global zu bewerten, die einzelnen Ausprägungen. Man muss dazu kommen, dass Geographie zu globalem Begreifen und Bewerten führt, nicht nur der Natur- und Wirtschaftsräume, sondern auch der (richtig verstandenen, weil mit viel Fachwissen beschriebenen) Rechts- und Sozialräume. Deren globale Interdependenzen gilt es herauszustellen. Und ebenso die Unterschiede. Damit es möglich ist. Länder ökonomisch voneinander zu differenzieren wie Äpfel von Birnen, die unvergleichbar sind, wie jedes Kind weiß. Wir benötigen einen starken Wandel. Zeitkritiker mahnen, bei uns sei in der Ökonomie bereits ziemlich Großes nötig, den Dimensionen einer neuen Staatsgründung entsprechend, in Deutschland. Ferner heißt es, dass die spezifische deutsche Soziale Marktwirtschaft am Ende sei. Sie war ein Erfolgsmodell der Nachkriegszeit und funktionierte bereits in den Achtzigern nicht mehr richtig, als es zwar noch Lohnsteigerungen gab, jedoch ebenso viel Inflation. Abzielen muss man ferner auf die Europäische Union, wo längst ebenfalls allzuvielen Lobbyisten am Werke sind, mehr noch denn in den Staaten. Dagegen also andere, neue und spezifische geographische Arbeiten, Fakten, Kenntnisse und Resultate!

Fernweidewirtschaft in Amerika: Ein Beispiel aus Utah

Transhumance hält sich also, wie aus mehreren der bisher vorgeführten Beispiele hervorgeht, überall dort, wo man Land und Boden nicht anders nutzen kann. Nun ein letztes Beispiel und zwar aus dem nordamerikanischen Südwesten, das zeigen soll, wie extrem die Verhältnisse sein können, dass Transhumance immer noch lohnt.

Wir begeben uns nach *Utah* und zwar in die Umgebung von *Salt Lake City*. Zwischen dem *Wasatchgebirge* im Osten und der *Salzsee*- beziehungsweise *Escalantewüste* im Westen gibt es mehrere Siedlungen, mit zwar sehr wenig ergiebigen,

doch äußerst großen Nutzflächen. Dort ist nicht viel mehr möglich als eine äußerst extensive Viehzucht. Im Sommer hat man im Gebirge ausreichend Weideflächen. Aber im Gegensatz zum europäischen Mittelmeerraum bedeutet dort der Winter die kritische Zeit. Zwar entsprechen die Breitenlagen einander, denn *Salt Lake City* und *Madrid* befinden sich etwa auf derselben geographischen Breite. Aber in Utah handelt es sich nicht um ein Etesienklima, wie das europäische Mittelmeerklima auch heißt (und zwar nach den manchmal Feuchtigkeit bringenden sommerlichen Winden aus dem Süden). In Utah ist das Klima arid. Den Etesien ähnliche Winde mögen es vielleicht sein, die vom niederkalifornischen Golf her, der immerhin 1 000 km südlich entfernt liegt und dort nordöstlich-südwestlich streicht, noch manche Feuchte ins genannte Gebirge hineinbringen. Diese schlägt sich hier im Sommergipfel nieder und bewirken vom Juli bis in den September hinein in gebirgigen Lagen ausreichende Weideverhältnisse.

Anderes und Intensiveres lässt die Natur zunächst nicht zu. Folglich bringt man die Tiere im Spätherbst (im Oktober und im November) auf die Übergangswiesen, die sich ganz nahe bei den Siedlungen befinden. Gerne wüssten wir, ob der Weidegang von den Siedlern selbst oder von gedungenen Cow- beziehungsweise Sheepboys oder etwa von mexikanischen Vaqueros besorgt wird. Volljahresjob oder Saisonarbeit? Alles kommt vor, doch das, was wir als Transhumance begriffen haben, dürfte in Utah überwiegen, jedenfalls an den von uns bezeichneten Orten. Geleitet wird sie meist von großunternehmerischen Ranchern. Zum Teil handelt es sich um Besitzer sehr weiter Flächen, für mitteleuropäische Begriffe. Dort geraten die Tiere auf künstlich bewässertes Land. Die natürlichen Heimweiden reichen jedoch nicht aus. Immer benötigt man Trockenfutter. Das Klima ist ja arid oder wenigstens semiarid. Aber im Dezember und im Januar, wenn es im mediterranem Europa zu einem kurzen Vegetationsstillstand kommt, gerade dann gibt es in der Wüste (wo Stellen auftreten, die gar 375 mm Jahresniederschläge haben) hinreichend viel Nässe. Nämlich nach Schneefällen. Kontinentale Wüsten sind kalt.

Jetzt, im Dezember und im Januar, tritt ein Wintermaximum auf. Da keine Eisenbahnen in die Wüste führen, belädt man große Trucks mit den Tieren. Und verfrachtet sie dorthinein, wo sich soeben, nachdem sich für kurze Zeit vermutlich die Westwinddrift auswirkte, irgendwie noch, nämlich nach besagten Schneefällen, die kurze Schmelze vollzieht. Die nachfolgende und zeitlich sehr beschränkte Vegetationsperiode macht es jedoch möglich, dass man Tiere dort eine Zeitlang zur Weide belässt und zwar ohne Trockenfutter, über Neujahr hinaus. Wieder wüssten wir gerne, ob Eigentümer oder andere Unternehmer den Transport und die Aufsicht besorgen.

Jedenfalls kommen die Tiere spätestens im Februar auf die Heimweide zurück, wo man Trockenfutter gibt, teils eigens hergestelltes, teils hinzugekauftes. Dann karrt man die Tiere ins untere Gebirge auf die dortigen Übergangswiesen, wo ebenfalls Trockenfutter gegeben wird. Im Juli erfolgt der Viehauftrieb zu den hohen Gebirgsmatten. Die Tiere bleiben bis Ende September. Dann beginnt der Rundlauf von Neuem.

Ein bisschen ratlos sind wir nun schon, wie wir diese in einem mediterranen Trockenklima geschehende Fernweidewirtschaft klassifizieren sollen. Bestimmt liegt keine Almwirtschaft vor. Denn die Milchverarbeitung spielt keine Rolle, außer in einigen wenigen Spezialbetrieben, wo amerikanischer Schafskäse herauskommt, der in Spezialitätengeschäfte geht. Diese befinden sich im Raum von *Los Angeles* und in *Las Vegas*. Wegen der Größe des amerikanischen Marktes ist eben doch erheblich mehr möglich, als man zunächst denkt. Ansonsten handelt es sich um in *Salt Lake City* geschlachtete Tiere, deren Fleisch früher eingedost, jetzt tiefgefroren wird und sich in diesem Zustand über das ganze Gebiet der USA verteilt.

Es dürfte sich um Familienbetriebe handeln. Falls nötig, besorgen Berufstreiber den Viehtrieb beziehungsweise den Transport mit Lastkraftwagen. Und wenn diese übers ganze Jahr arbeiten, in amerikanischen Wohnmobilen einen schweren Tross nachfahren und abends, wenn sie sich nicht beim Vieh beziehungsweise in ihren Geländetrucks aufhalten (die im Gebirge freilich nicht hinreichen; dort wird *mounted* gearbeitet,

ein Ausdruck der mit Bergen nichts zu tun hat, sondern einfach nur „beritten“ bedeutet), handelt es sich wohl um moderne Nomaden, wenn sie auch Eigenvieh treiben. Parken sie ihr Vieh zusammen mit dem Tross auf den Heimweiden der im Umland von Salt Lake City befindlichen Ranches, dann können sie gar Urlaub von ihrem Job nehmen und mögen an der kalifornischen Küste Wasserskifahren, am besten in *Malibu*, oder, wäre es schlimm, ihre in der Fernweidewirtschaft getätigten Gewinne in den Höllen von *Las Vegas* verspielen. Solches geschieht nämlich, wenn sie dort *einen draufmachen*, wie es auf Deutsch heißt. Ein Amerikanist gebe uns doch das dafür richtige Slang-Wort. Vielleicht sagt man, *they live up their money*, oder *they go on their racket, when they worked away at their jobs* („*racket*“ ist äußerst viel deutig; doch „*racketeers*“ sind diese Viehzüchter und -treiber nicht). Über die entsprechend zu heißende sozialgeographische Grundfunktion, welcher „*going on one's racket*“ zuzuweisen sei, darüber zu ulken, wollen wir die Gelegenheit nicht versäumen. Dergleichen lohnt immer, wenn es kurz geschieht. Uns geht es eigentlich um anderes, um Wichtigeres, um kausales und interdependentes Denken.

Nur kein Fellachendasein!

Ist es, wie sich Fernweidewirtschaft in Utah vollzieht, toll? Vielleicht teilweise eine moderne Spielart von Nomadismus. Diese Nomaden von Utah, um die es sich im geschilderten Fall ebenfalls handeln mag, sofern sie auch Eigenvieh treiben, dürften ferner so etwas wie die Nachfahren der einstigen (warum eigentlich berühmt gewordenen?) Cowboys sein, deren große Zeit allerdings schon zu Ende ging, als die Eisenbahnen alles Land erschlossen hatten. Die alten Cowboys waren natürlich nicht Nomaden, sondern einfache und hart schuftende Lohnarbeiter, am stärksten gefordert auf den Trieben zu den Eisenbahn-Endstationen. Ihr Ruhm stellte sich spät ein, vermutlich erst über die Hollywood-Filme. Bekanntlich war ja der erste abendfüllende Spielfilm überhaupt so ein Cowboy-Film. Viel amerikanische Kolportagen-Literatur wirkte ferner mit, das ländliche Westenertum der Trockengebiete zu verklären!

Aber es existiert doch so etwas wie eine Cowboy-Romantik. Diese wird oft besungen, nicht in Hexametern, aber immerhin in spezifischen *ballads*. Eine davon vernahm man in HOWARD HAWKS' Western-Film "*Rio Lobo*", in dem DEAN MARTIN sang: "*My Pony, my Rifle and Me*". Also bei nächster Gelegenheit anschauen, wenn man Bukolisches liebt. Der einen jungen Cowboy und *Shootisten* spielende damals junge und brandaktuelle *Ricky Nelson* sang ganz ähnlich, in demselben Film. Und niemand vom Fach wird leugnen, dass es wie *Bukolik* ist.

Heute also befinden sich unter den Viehzüchtern von Utah tatsächlich Nomaden. Wahrscheinlich besitzen sie ein hohes Selbstgefühl wie alle Nomaden. In der Tat eignet der nomadischen Existenzweise viel traumhaft Schönes. Man denke doch an die Söhne der Wüste in Nordafrika, an die Oasen, an einen spezifischen (unamerikanischen, weil orientalischen) Luxus im Beduinenzelt und an Fata Morganas. Aber dieses Leben ist hart und einsam. Das macht stolz. Europäische Aussteigertypen wurden angezogen, zum Beispiel der berühmte *Lawrence von Arabien*. Er schätzte dieses Dasein ganz hoch. Außerhalb davon kam er nicht mehr auf die Füße. Im Wüstenkrieg lernte er die Deutschen und Österreicher schätzen (nicht etwa im *Lybien* der *Senoussi*), nämlich im türkischen *Palästina* und in *Mesopotamien*, zwei Asien-Korps, leider zu deren Nachteil.

Söhne der Wüste, von denen wir sprachen, fühlen sich also wie deren Könige und entwickeln als solche ein gelegentlich darüber hinausgehendes, ein kaiserliches Selbstgefühl. Worin besteht es eigentlich? Es eignet nicht nur den Nomaden, sonst gäbe es doch gar keine kaiserlichen festen Wohnstätten. Sie existieren aber. Eine davon befindet sich in *Regensburg-Westheim*, dem Westbad direkt gegenüber, einer künstlichen Oase, wenn man will. Jedoch Nomaden und Weiden gibt es dort nicht. Und schon gar nicht das Gegenteil davon. Sonst würde es sich dort um absolut unkaiserliche Fellachen handeln, die dort leben! Nämlich wegen ihres spezifischen und ganz unkaiserlichen Fellachen-Daseins. In *Regensburg-Westheim* gibt es zumindest keine Agrar-Fellachen, dafür aber einen Kaiser.

Und darüber sind wir alle froh und wir trinken ihm zu, wenn wir zu ihm kommen werden, weil wir, um es in der von ihm gelehrten Sprache zu sagen, *there we want to racket about at his 65th birthday party*. Obwohl wir keine Viehtreiber sind, mit der Weidewirtschaft nichts zu tun haben. Wir feiern nicht in *Las Vegas*, wir wollen im Heim ALFONS KAISERS feiern, kein Vieh dort durchtreiben, sondern selbst tüchtig umtreiben.